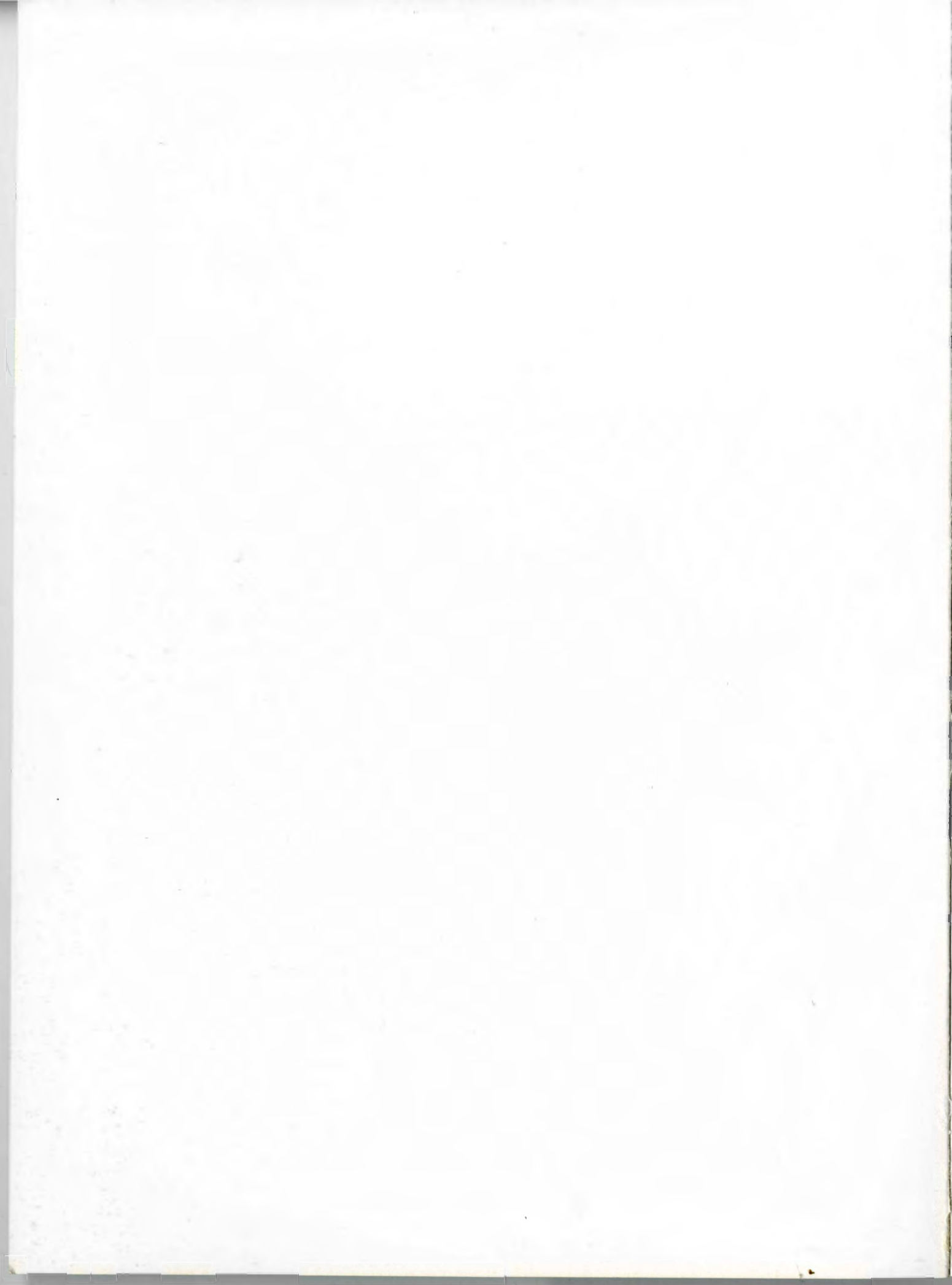


# ARUNDA

AKTUELLE SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT 2/1976



ARUNDA  
SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT  
HERAUSGEBER UND REDAKTION  
DR. HANS WIELANDER - I-39028 SCHLANDERS  
HAUPTSTRASSE 12, TEL. (0473) 70103  
VERANTWÖRTLICHER  
DR. VOLKER OBEREGGER, BOZEN-GRIES  
MÜHLBACHPROMENADE 5c  
EINZELNUMMER: LIRE 3000  
ABONNEMENT: LIRE 10.000 (4 NUMMERN)  
BESTELLBAR DURCH DIE REDAKTION

S.i.a.p. Gr. IV - 70%  
Reg. Trib. Bozen Nr. 7/76 R. St. vom 10.3.1976  
Werbefoto Tappeiner, Meran - Fotolitho Lana  
Maschinensatz: Linotipia Colombo, Bozen  
Druckerei Hauger, Meran, Ruprechtstraße 11

#### GRÜNDUNGSMITGLIEDER UND FÖRDERER

Prof. Paul Flora, Innsbruck  
Prof. Dr. Ignaz Vergeiner, Innsbruck  
Dr. Franz von Braitenberg, Bozen  
Oberrauch Florian, Meran  
Markus Vallazza, St. Ulrich/Salzburg  
Tappeiner Jakob, Meran  
Arch. Walter Gadner, Meran  
Karl Plattner, Mailand/Burgeis  
Dr. Albert Liebermann, Kiefersfelden  
Malleier Herbert, Lana  
Markart Gerdi, Zürich  
Raiffeisenkasse Schlanders  
Lothar Dellago, St. Ulrich  
Eduard Wallnöfer, Landeshauptmann von Tirol  
Herta Sponder, Meran  
Dr. Hans Mair, Regensburg  
Dr. Alfred Gruber, Dorf Tirol  
Ursula Hertel-Papenberg, Marling  
Michael Höllrigl, Lana  
Hermann Kristanell, Naturns  
Verena Kast, St. Gallen  
Freya Bleibler, Zürich  
Josef Gasteiger, Bruneck  
Hubert Zanol, Neustift/Brixen  
Prof. Robert Scherer, Kaltern  
Luis Stephan Stecher, Meran  
Willy Hug, Zürich  
Gerhard Becker-Gelf, Meran  
Karl Grasser, Kortsch  
Sparkasse der Provinz Bozen  
Tappeiner Karl, Lana  
Prof. Heidrun Oberegger, Bozen  
Dr. Rudolf Ausserer, Terlan  
Dr. Andreas Lutterotti, Kaltern  
Heinz Fuchs, Latsch  
Mair Gebhard, Meran  
Susanne Blanc, Zürich

Die Liste wird fortgesetzt

## MITTEILUNG DER REDAKTION

Ende Mai 1976 ist die erste Nummer der ARUNDA erschienen. Da sie innerhalb kürzester Zeit ausverkauft war, haben wir einen Nachdruck besorgt, sodaß wir nun wieder die erste Nummer liefern können.

Allen Zweiflern zum Trotz liegt nun die zweite, um 12 Seiten stärkere Nummer vor, die sich dem Thema ZERSTÖRUNG unter verschiedensten Gesichtspunkten widmet. Durch die Hilfe zahlreicher Förderer — darunter besonders Südtiroler Künstler — konnten die größten Anfangsschwierigkeiten überwunden werden.

Einen genügenden Überblick über Kosten und Verkaufsmöglichkeiten werden wir allerdings erst nach einem Jahr haben. In dieser Vorbereitungszeit sind wir auch weiterhin auf Förderung angewiesen. Die Namen der Gründungsmitglieder — als solches gilt, wer zumindest 100.000 Lire zur Verfügung stellt — und Förderer werden bis zur vierten Nummer jeweils hier veröffentlicht. Wir danken hier auch jenen Förderern, die nicht genannt werden wollten.

Der neue Preis der ARUNDA beträgt für das Einzelheft Lire 3000, für das Jahresabonnement (4 Nummern) 10.000 Lire. Wer unsere Arbeit unterstützen will, kann uns am besten helfen, indem

- neue Mitarbeiter und
- neue Abonnenten und Förderer

vermittelt werden. Besonders die Abonnements erleichtern uns die Planung. Wir haben deshalb Bestell- und Empfehlungskarten beigelegt.

Wir planen jede Nummer unter einem bestimmten Leitthema, möchten aber wiederholen, daß auch beliebige Beiträge berücksichtigt werden und daß wir vor allem für neue Ideen aufgeschlossen sind.

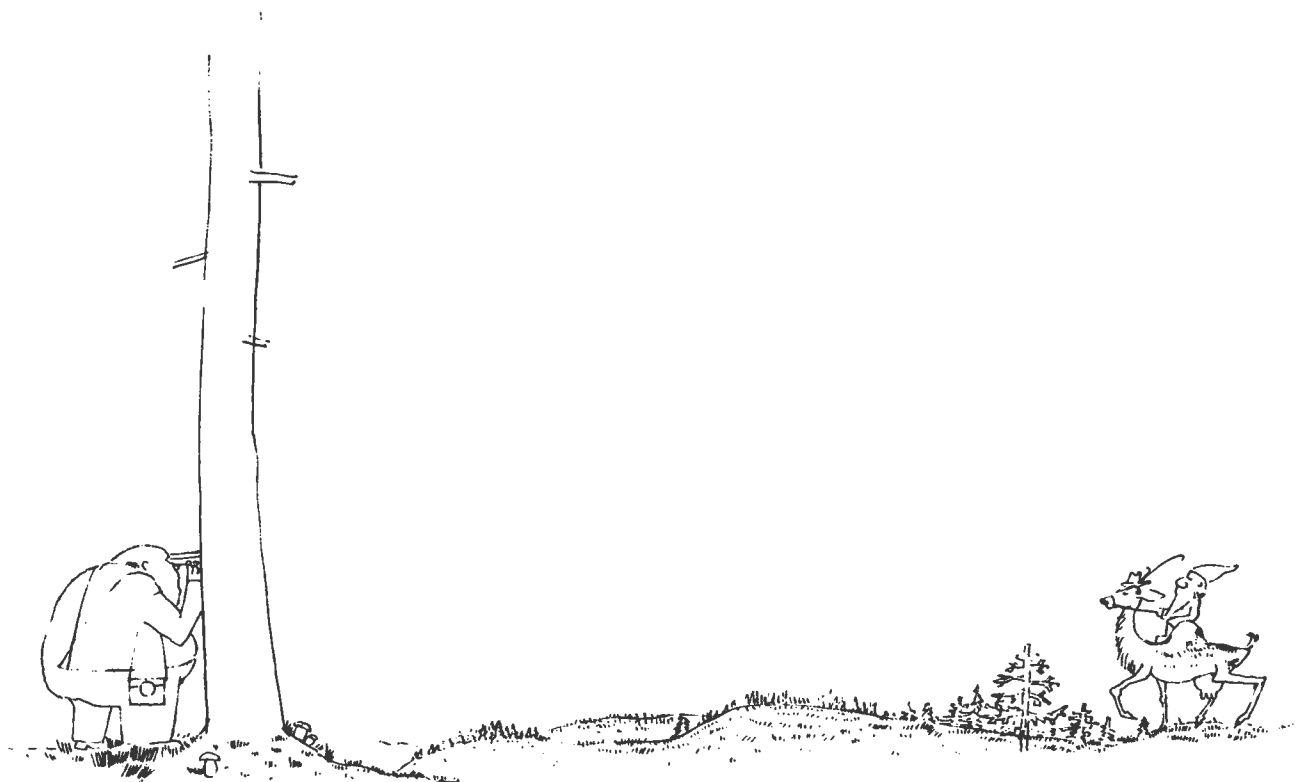
Die dritte Nummer der ARUNDA wird eine Sondernummer und ist bereits in Vorbereitung. Das Thema der vierten Nummer lautet: UNSERE NACHBARN und soll zur Grenzüberschreitung — ganz allgemein — auffordern. Viele Beiträge werden von „Nachbarn“, also von Nicht-Südtirolern stammen, da für uns, wie schon einmal angekündigt, Südtirol wohl Ausgangspunkt, aber nicht Grenze ist. Redaktionsschluß für die Nummer UNSERE NACHBARN ist der 31. März 1977.

# ARUNDA 2/1976

# „ZERSTÖRUNG“

## INHALT:

	Seite
ÖLBAUME von Markus Vallazza - Titelbild	
ZEICHNUNGEN von Anton Frühauf, Meran auf	S. 5, 16, 19, 20, 26, 28, 38, 41
ZERSTÖRUNG I/II von Lisl Saltuari	6
EIN MÄRCHEN	9
ILLUSTRATIONEN von Trude Oberegger	10
ARCHITEKTUR UND BÜRGERTUM von Paul Preims	12
ZEICHNUNG von Paul Preims	13
ST. KATHREINOPOLIS ... von Josef Feichtinger	17
LAGEPLAN VON SCHENNA	21
DIALEKTGEDICHTE von Maridl Innerhofer	22
R.I.P. Häberlehaus	24
ARUNDA-INTERVIEW mit Herrn Kiem-Stickler	25
DR. MED. E. KOLARCZYK	30
PORTÄT EINES GRUNDBUCHFÜHRERS von Erwin Kolarczyk	33
ZERSTÖRUNG UND LANDWIRTSCHAFT von Stani Zgaga	34
BESCHWÖRUNG Foto von Stani Zgaga	37
EINE REISE INS LAND DER TROLUSSI von Hartmut Lindenmeyer	39
DER TAG DER PFERDE von Norbert Florineth	42
TOTENMASKE VON CARL DALLAGO	44
CARL DALLAGO . EIN ABSOLUTER ein Gedenken von Hubert Mumelter	45
WELTKRIEG UND ZIVILISATION von Carl Dallago	48
HUBERT MUMELTER Porträt von Markus Vallazza	50
FÜR HUBERT MUMELTER von Luis Stephan Stecher	51
EINE ART BIOGRAPHIE und andere Texte von Josef Kienlechner	52
SIGNAL Ölbild von J. Kien (Kienlechner)	55
KOMPOSITION Ölbild von J. Kien, Sammlung Arch. Plörer	56
KERZENGÄRTEN Betrachtung zu einem Werk von Gina Thusek	59
KERZENGÄRTEN „Plastik“ von Gina Thusek	61
WERKE von Bruno Vallazza	62, 63, 64, 65
BRUNO VALLAZZA von Franz Jos. Noflaner	63
RÄTSEL von Klaus Saltuari (mit Auflösung des Rätsels von ARUNDA/1)	66
MUNDARTGEDICHTE UND EIN BEITRAG ZUM THEMA ZERSTÖRUNG von Matthias Schönweger	67 - 72
SÜDTIROLER THEATERAUTOREN - Eine Vorschau	73
ZERSTÖRUNG EINES FRESKOS von Roland Kristanell	74
KRIEGERDENKMAL IN NATURNS von Karl Plattner	75
KIRCHENDIEBSTÄHLE von Bruno Mahlknecht	76
FEIGLING, SAGTE ER - Erzählung von Joseph Zoderer	78
FREMDENVERKEHR Zeichnung von Franz Pichler	81
ZWISCHEN PENS UND TRIEST von norbert conrad kaser	84
ERNST WALDNER von Gottfried Masoner	88
LANDSCHAFT BEI MERAN - Ölbild von Ernst Waldner	89
PORTRÄT DER ELTERN - Ölbild von Ernst Waldner - Rückseite	



## ZERSTÖRUNG I

Lebendiges als das unendlich Komplexe hat seine begrenzte Zeit.

Zerstörung gehört wesentlich zu seiner Existenz — als Abschluß derselben und als dauernde Notwendigkeit, sich zu behaupten und zu ernähren. Mit sich steigernder Deutlichkeit zeigt die Ernährungskette die Zerstörung als ein Grundmuster unserer Welt auf.

Das Thema der Zerstörung hat die Menschen seit jeher beschäftigt, die Kunst aller Zeiten versuchte es zu gestalten. An Hand einer alten Spielkarte, der Tarot-Karte Nr. 16, die „LA MAISON DIEU“ oder „DER TURM“, selten sogar direkt „DIE ZERSTÖRUNG“ genannt wird, soll versucht werden, einige Aspekte dieser Zerstörung aufzuzeigen. Die Karte stellt dar, wie ein Blitz aus der Sonne in einen Turm einschlägt. Zwei Menschen fallen aus dem Turm, nach alter Tradition ist einer der beiden tot, der andere, der die Krone auf dem Kopf behält, bleibt unverletzt. Der Turm selbst zerbricht in zwei Teile, einige Steine fallen oder liegen am Boden. Zerstört werden hier nicht nur Menschen sondern auch Menschenwerke — diese fallen umso leichter auseinander, je komplexer sie sind. Eine Formel für totale Zerstörung ist deshalb die, daß kein Stein auf dem andern bleibt.

Die Spielkarte zeigt außer der Entsprechung: Mensch-Menschenwerk noch einige andere: es ist dies etwa: Himmel und Erde, Licht und Dunkel, Leben und Tod, Schreien und Stummsein, Herrschen und Dienen, Natur und Kultur. Daß der tödliche Blitz von der Sonne ausgeht, soll wohl zeigen, daß die Natur Leben spendet, dieses Leben aber auch wieder zurücknimmt.

Die Tarot-Karte des Turms stammt aus einer Zeit, die viel einheitlicher war als es die unsere ist (erste Erwähnung 1377).

Noch das Mittelalter erlebte und gestaltete die wechselvollen Ereignisse des Lebens auf dem Goldgrund der Ewigkeit, nichts fiel aus dem göttlichen Ratschluß heraus — nach dem Bild etwa: „Gott ist ein Kreis, dessen Mittelpunkt überall, dessen Umfang nirgends ist“ und die Eins galt dementsprechend nicht als Zahl, sie war vielmehr die Einheit schlechthin, war Anfang, Quelle und Fundament aller Zahlen, war ein Symbol für den göttlichen Urgrund der Welt, das Eine und das Ganze. Leibniz, der das Dualsystem erfand, wählte bezeichnenderweise nicht 1 und 2, sondern 1 und 0 als Einheiten und auf der Gedenkmünze zu dieser seiner Entdeckung (sie ist nie geprägt worden) wollte er die Inschrift: „Omnia ex nihilo effingere sufficit unum“ — „Alles aus Nichts zu erschaffen, genügt eine einzige Einheit“.

Auf der Spielkarte ist dieser Einheit gegenüber — die sich in Polaritäten zeigt — auf die Zwei verwiesen, die nicht Ausdruck einer Polarität ist, die viel mehr eine Zersplitterung der ursprünglichen Ganzheit meint. Die Zwei ist nicht nur im Bild der Karte betont, sondern auch in der Kartenummer 16, die  $(2^2)^2$  oder  $2 \times 8$  ist, wobei 8 ein Symbol für Vollständigkeit ist. Gibt es zwei vollständige Bereiche, so ist offenbar zum Einen das Andere getreten, ist das Eine aber recht und gut, so kann das Andere nur das Böse schlechthin sein. Auch die



LA MAISON DIEU \* DER TURM \* XVI \*

Sprache kennt diese sinistre Bedeutung der Zwei, die in den Vorsilben: Zer, Zwie, Zwei, natürlich auch in Dia zu finden ist. „Zweifel, Zwist, Zwie-tracht, Zwiespalt, diametral, auch diabolisch“ können wie „distruggere“ oder „zerstören“ dafür Beispiele sein.

Die späte, als ungut erlebte Gegensätzlichkeit, die Zerstörung voraussetzt, steht immer im Widerspruch mit einer ursprünglicheren Ganzheit — es wäre dies der Turm, bevor der Blitz ihn traf. Laotse schreibt darüber in seinem 18. Abschnitt des Tao te king:

„Geht der große SINN zugrunde,  
so gibt es Sittlichkeit und Pflicht.  
Kommen Klugheit und Wissen auf,  
so gibt es die großen Lügen.  
Werden die Verwandten uneins,  
so gibt es Kindespflicht und Liebe.  
Geraten die Staaten in Verwirrung,  
so gibt es die treuen Beamten“.

Sind die ursprünglichen Ganzheiten zerbrochen, so tendieren die Teile danach, sich gegensätzlich zu gruppieren als Pseudopolaritäten und dadurch ein Drittes hervorzubringen, das die Gegensätze wieder vereinigen soll, das aber meist die Spannung nicht löst, sondern nur die Verhältnisse weiter kompliziert.

Die Aufhebung des Gegensatzes gehört in den Bereich der frommen Wünsche, vielleicht können



das einige unfrome Beispiele zeigen:

<i>These</i>	<i>Antithese</i>	<i>Synthese</i>
Klarheit	Unklarheit	Aufklärung
Fortschrittsoptimismus	Fortschrittspessimismus	Futurologie
Wohlstandsspeck	Abmagerungskuren	Gereiztheit
Allmacht	Ohnmacht	Revolution
Geschwätzigkeit	Verschweigen	Reklame
Zeitersparnis	Hetze	Herzinfarkt
Ausbildung	Einbildung	Alphabetismus
Produktion	Konsum	Inflation
Theorie	Praxis	die berühmte Ausnahme, die die Regel bestätigt
Zivilisationsschäden	Zivilisationshilfen	Umweltschutz
Gesetze	Gesetzesbrecher	Justizwesen
Sittlichkeit	Unsittlichkeit	Prüderie
Glaube	Wissen	Wissenschaftsglaube

Auf der Karte steht als Titel des Geschehens „DAS GOTTESHAUS“. Was damit gemeint sein könnte, kann nur aus einer Polarität zum Dargestellten verständlich werden. Türme werden gebaut, um Schutz zu bieten, um Sicherheit zu gewähren. Gerade die Trägheit und Starre des Sicherens sind aber zerstörerisch, weil das starre Stehenbleiben am Althergebrachten einer Blockierung gleichkommt, die lebensfeindlich ist. Leben und Lernen ist nur möglich als ein Ablauf dauernder Verwandlungen und Veränderungen — die, die aus dem Turm geworfen worden, sind somit durch eine Zerstörung aus ihrer irdischen Behausung in eine größere Offenheit geworfen, in Zusammenhänge gestellt, die eher göttlich als menschlich sind. Die Furcht ist einer der größten Feinde eines „Wissenden“, wie Carlos Castaneda einen Menschen nennt, der bereit ist, zu lernen, es ist der erste Feind, der überwunden werden muß. Castaneda läßt seinen Don Juan in den Feinden des Wissenden wichtige zerstörerische Momente aufzählen: es ist die Furcht, die Klarheit der Gedanken, die Macht und das Alter. Nur wer nicht aufhört zu lernen, besiegt diese Feinde, die Don Juan schrecklich nennt und die gewiß auch für uns zerstörende Faktoren sind: Die Furcht lähmt, sie verunmöglicht alles das, was das Leben schön machen könnte und läßt darüberhinaus durch ein übertriebenes Suchen nach Sicherheiten den Sinn für Prioritäten von Werten verblasen.

Die Klarheit der Gedanken ließ den Westen in einem perspektivisch eingegengten, mechanistischen Weltbild verarmen. Die Kausalität als alleiniges Erklärungsprinzip ist den meisten Wirklichkeiten, die uns wichtig sind, durchaus unangemessen und führt darüberhinaus in einem unendlichen Regredieren immer weiter fort von der Gegenwart und in eine Vergangenheit oder in abstrakte Modelle, die beide nur theoretisch und sogar nur Hypothesen sind, die Logik vollends scheint in unserer Welt weniger am Platze zu sein als die Paradoxie und das Irrationale. Nur wer die Klarheit der Gedanken (die nötig ist als eine Möglichkeit unter anderen) aufs Spiel setzen kann, ist fähig, neue Erfahrungen zu machen und zu lernen. Macht, sagt Don Juan, ist der Stärkste aller Feinde: wie genau dies zutrifft, können wir aus der Geschichte ablesen: Je mehr Macht der Mensch hat, umso zerstörerischer wirkt er, umso leichter

fällt es ihm, Pflanzen, Tiere oder seinesgleichen zu vernichten — man könnte sogar die Macht, die einer hat, am Ausmaß der angerichteten Zerstörung messen, denn was wir aktiv und in erster Linie den anderen lebenden Wesen tun, ist zerstörend — wachsen und gedeihen kann jedes Lebendige nur aus sich selbst.

Das Alter zerstört, die Fließgestalt unseres Leibes, Spuren tragend von allem, was war, will sich auch wieder auflösen, wie jedes Ding, das teilhat an der Zeitlichkeit und das gestaltet, umgestaltet und schließlich auch wieder gestaltlos wird.

In dem Sinne, daß Zerstörungen die sicheren Bollwerke der Furcht vernichten, wirken sie befreiend, der Mann mit der Krone, der unverletzt aus dem Turm fiel, kann sich aufmachen und neue Wege einschlagen.

Die Klarheit, die als steril und lebensfeindlich erkannt wird, macht andere Formen des Erkennens und Erfahrens als die bisher üblichen nötig und möglich — wer gesehen hat, daß die Sonne, die alles Leben ermöglicht, auch furchtbar vernichtende Blitze außensenden kann, wird mit Paradoxien rechnen — es gibt heute schon einige logische Systeme, in denen das „tertium non datur“ nicht gilt. Gebser erwartet in der kommenden integralen Struktur eine neue Ganzheit, eine vierdimensionale, aperspektivische Weltansicht, die in gewisser Weise ein Transzendieren der bisherigen rationalen Klarheit wäre.

Wird der Turm zerstört, so wird damit auch Macht zerstört und auch dies kann positiv interpretiert werden. Die Leidenschaft zur Macht und die Leidenschaft zur Unterwerfung, die sich außerhalb und gegen alle anderen Leidenschaften entwickeln, sind nicht nur gegen menschliches Leben, sondern gegen Leben schlechthin gerichtet.

Bleiben wir beim Bild der Spielkarte, so ist dem Alter, das durch Zerstörung wiederum zerstört würde, nur der Turm zuzuordnen, die dargestellten Menschen hingegen sind eher jugendlich. Auch dies kann verstanden werden als ein aus-der-Welt-schaffen von hindernden, zwar alten, aber unlebendigen Traditionen.

Einem Zugriff, der verbindliche, allgemeingültige Aussagen fordert, wird sich dieser versöhnende Aspekt der Zerstörung, die, wie Gebser formuliert, als einstürzende Welt den Humus liefert für die unermeßlich starken Keimlinge des Neuen, nicht erschließen — einem mitfühlenden Beobachter

jedoch schon. Die Zerstörungskarte des Tarot heißt: „Gotteshaus“. Damit könnte diese Polarität der Zerstörung zu einer Wende im guten Sinn gemeint sein — das Ende einer Sicherheit ist ganz sicher der Anfang einer anderen. Vielleicht wird der Bezug der Zerstörung zum Göttlichen deutlich aus einigen Sätzen von Herrigel über den Zensurmeister: „Denn für den Schwertmeister steht höher als alles andere, höher als Ruhm, Sieg oder gar das Leben: „das Schwert der Wahrheit“, die er erfahren hat und die ihn richtet“ oder dies: „Die Übungshalle in welcher die Schwertkunst erlernt wird, führt seit altersher den Namen: Ort der Erleuchtung.“

## ZERSTÖRUNG II

Zum Thema der Zerstörung können auch Märchen Aufschluß geben; da das Zerstören ein Zersplittern oder Zerfallen in Teile ist, sind diesbezüglich alle Märchen interessant, die ein „und“ im Titel haben. So erleben wir etwa Zerstörung durch Waffengewalt in: „Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein“, Zerstörung durch Dummheit in: „Der Frieder und das Catherlieschen“, Zerstörung durch totale Information und Solidarität in: „Läuschen und Flöhchen“. Im Märchen: „Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst“ hat ein Agitator, der es versteht, Unzufriedenheit über die bestehenden Verhältnisse zu verbreiten, die Schuld an der Katastrophe, in: „Strohalm, Kohle und Bohne“ ist die Zerstörung nicht so total wie in analogen Geschichten, weshalb dieses Märchen auch als Rezept gesehen werden kann, wie der Zerstörung zumindest teilweise zu entgehen sei.

Es heißt in dem Märchen, daß eine arme Frau ein Gericht Bohnen kochen wollte und das Feuer mit einer Handvoll Stroh anzündete. Eine Bohne, eine glühende Kohle und ein Strohalm sprangen nun vom Herd auf den Boden und beschlossen, gemeinschaftlich fortzuziehen, da sie eben alle drei so glücklich dem Tode entronnen wären. Hier, wie in einigen anderen analogen Märchen beginnt die Situation mit Feuer. Die Frau will rasch Feuer machen, für die beteiligten Hauptakteure der Geschichte bedeutet dies den Tod. Das Feuer deutet eine energetische Spannung an, die in diesem Fall dazu benützt wird, die Bohnen garzuzukochen, das heißt aber, den Samen, also das Neue, zu vernichten. Schauen wir, wie es kommt, daß Zerstörendes sich vollzieht, so steht meist am Anfang ungenutzte Energie, Mutwille, Langweile, vielleicht auch fehlende Möglichkeiten, sich zu realisieren. Das Feuer kocht die Bohnen, die doch die Möglichkeit hätten, neue Pflanzen zu werden, unbarmherzig zu Brei — die Alte allerdings kann sich davon ernähren. Dieser energetische Aspekt der Zerstörung — Energie kann bekanntlich laut Erhaltungssatz nicht verlorengehen und nicht gewonnen werden — zeigt, daß es angebracht sei, bei Aussagen über Zerstörungen den Standpunkt des Beobachters miteinzubeziehen.

Das Märchen erzählt weiter, wie die drei an einen kleinen Bach kamen und nicht mehr weiterkonnten, der Strohalm sich aber als Brücke darüberlegte und die Kohle, die hitziger Natur war,

gleich über die neugebaute Brücke ans andere Ufer spazierte. Als sie aber unter sich das Wasser rauschen hörte, ward ihr angst, sie blieb stehen, der Strohalm fing Feuer und beide stürzten ins Wasser und gaben den Geist auf. Wasser ist für das Feuer eine Grenze, es löscht die Kohle, wie andererseits die Kohle den Strohalm verbrennt, hier geht es um Zerstören, das gleichbedeutend wird mit Verwandlungsprozessen und das vielleicht schon nicht mehr diesen Namen verdient. Ausgelöst wird das Ganze allerdings durch Angst, weswegen wir keine lebensfreundliche Wirkung der Verwandlung erwarten dürfen. (Wie jedes andere Element der Geschichte ist hier auch das Feuer nicht als solches gemeint, da die Kohle ja menschenmäßig agiert — ein Schadenfeuer müßte natürlich anders, eventuell als Paradigma der Zerstörung gedeutet werden.)

Wandlungen haben nun die Tendenz, sehr viel mehr einzubeziehen, als ursprünglich vorgesehen. Jeder kann die Erfahrung machen, daß ein wirklich einschneidender Entschluß mehr in Bewegung bringt, als ursprünglich intendiert war. So sagte etwa Rilke, als er — an einer Psychotherapie interessiert — erfuhr, was die Behandlung erforderte und bezweckte, wenn die Teufel aus ihm verschwinden sollten, er die Furcht hege, daß sich auch seine Engel erschrecken würden.

Das Märchen meint wohl dies, wenn die vorsichtig am Ufer verbleibene Bohne nun so über die Geschichte lachen muß, daß sie dabei platzt. Um die Bohne wäre es nun auch geschehen gewesen, wenn nicht gerade ein Schneider, der am Bache ausruhte, ein mitleidiges Herz gehabt und sie zusammengeknäht hätte. Das Märchen schließt mit einem sinnvollen Zusammentreffen von Ereignissen, das unvorhergesehenerweise und zufällig, das heißt aber auch — weder logisch, noch kausal begründbar — den Bohnensamen, der wohl die Zukunft aller Bohnen in sich schließt, rettet.

*Saltuari Lisl ist in Bozen im Jahr des Drachen 1940 geboren. Sie studiert gern: Matura der LBA Meran und des wissenschaftlichen Lyzeums Brixen, Dr. phil. in Innsbruck mit den Fächern: Psychologie-Physik, Abschluß des Propädeuticum am C. G. Jung-Institut in Zürich. Sie arbeitet am liebsten mit Kindern: Zur Zeit als Mittelschullehrerin einer Sonderklasse in Bozen, vorher in der Schweiz als Volksschullehrerin aller Stufen und Sonder-schullehrerin, 6 Jahre als Psychologe der Berufsberatung des Landesausschusses Bozen und gelegentlich als Psychologe der Berufsberatung des Landesausschusses Bozen und gelegentlich als Psychotherapeutin. Sie liebt des Musizieren auf Renaissance- und Barockinstrumenten, abstrakte Malerei, Kartenlegen und andere Orakeltechniken, Puppenspiel, Traum- und Märchendeutung, alle schönen Wege und alle guten Gasthäuser.*

## VON DEM MÄUSCHEN, VÖGELCHEN UND DER BRATWURST

Es waren einmal ein Mäuschen, ein Vögelchen und eine Bratwurst in Gesellschaft geraten, hatten einen Haushalt geführt, lange wohl und köstlich im Frieden gelebt und trefflich an Gütern zugenommen. Des Vögelchens Arbeit war, daß es täglich im Wald fliegen und Holz beibringen mußte. Die Maus sollte Wasser tragen, Feuer anmachen und den Tisch decken, die Bratwurst aber sollte kochen.

Wem zu wohl ist, den gelüftet immer noch neuen Dingen! Also eines Tages stieß dem Vöglein unterwegs ein anderer Vogel auf, dem es seine treffliche Gelegenheit erzählte und rühmte. Derselbe andere Vogel schalt es aber einen armen Tropf, der große Arbeit, die beiden zu Haus aber gute Tage hätten. Denn, wenn die Maus ihr Feuer angemacht und Wasser getragen hatte, so begab sie sich in ihr Kämmerlein zur Ruhe, bis man sie hieß, den Tisch decken. Das Würstlein blieb beim Hafen, sah zu, daß die Speise wohl kochte, und wenn es bald Essenszeit war, schlingte es sich einmal viere durch den Brei oder das Gemüs, so war es geschmalzen, gesalzen und bereitet. Kam dann das Vöglein heim und legte seine Bürde ab, so saßen sie zu Tisch, und nach gehabtem Mahl schliefen sie sich die Haut voll bis den andern Morgen; und das war ein herrlich Leben.

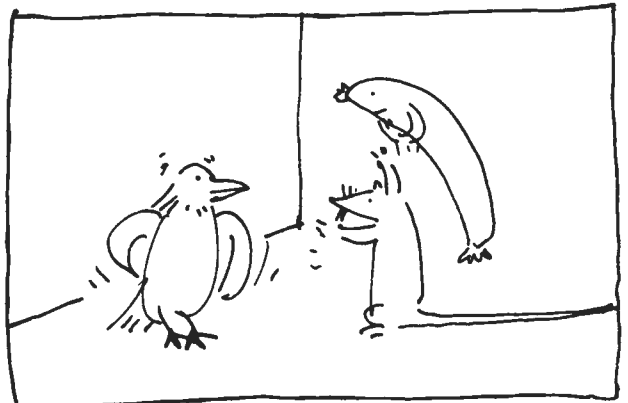
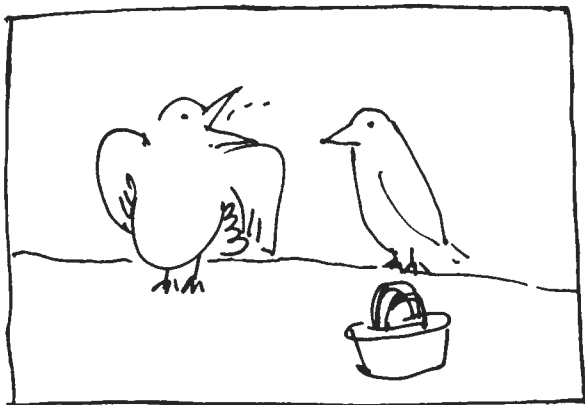
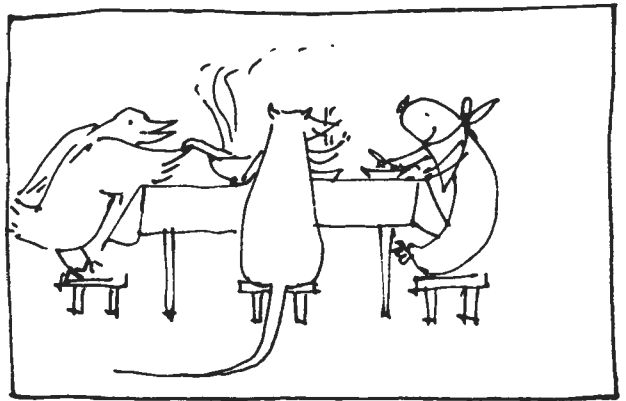
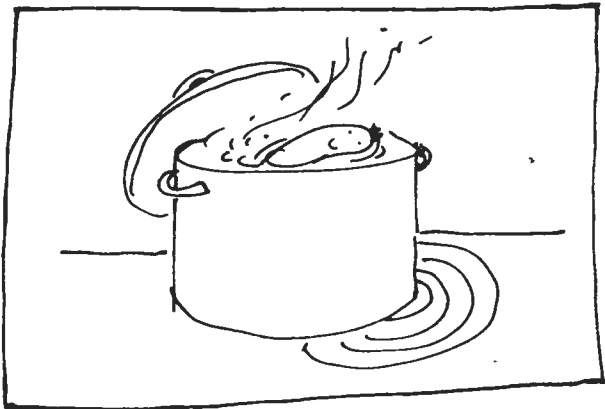
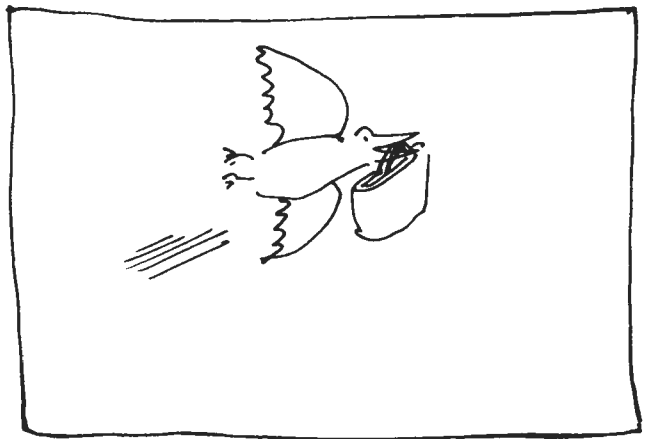
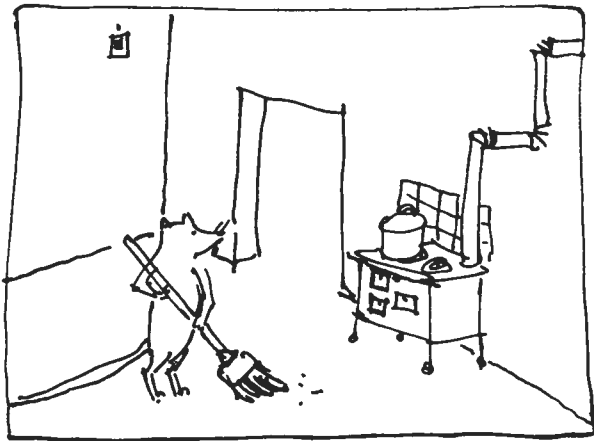
Das Vöglein wollte anderes Tages aus Anstiftung nicht mehr ins Holz, sprechend, es wäre lang genug Knecht gewesen und hätte gleichsam ihr Narr sein müssen, sie sollten einmal umwechseln und es auf eine andere Weise auch versuchen. Und wiewohl die Maus und auch die Bratwurst heftig dafür bat, so war der Vogel doch Meister: es mußte gewagt sein, spielen derowegen und kam das Los auf die Bratwurst, die mußte Holz tragen, die Maus ward Koch, und der Vogel sollte Wasser holen.

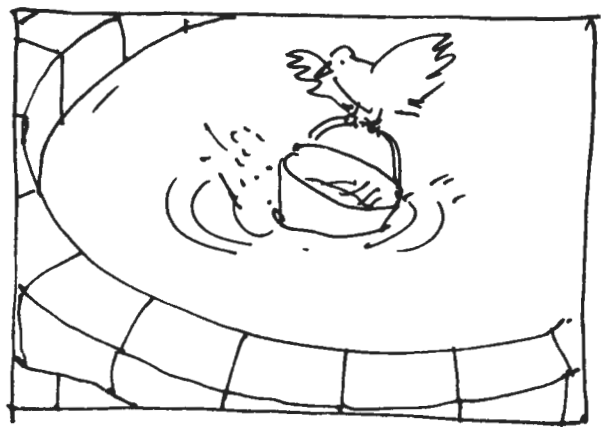
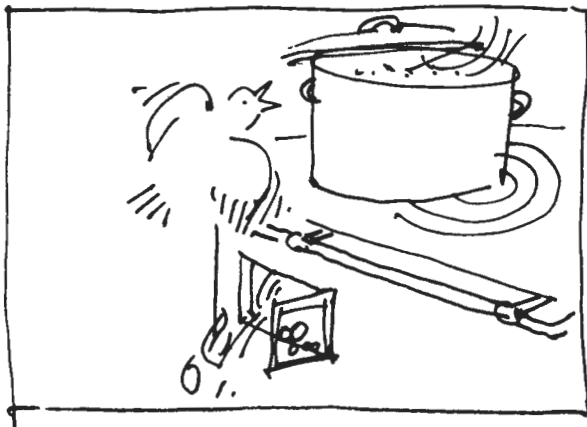
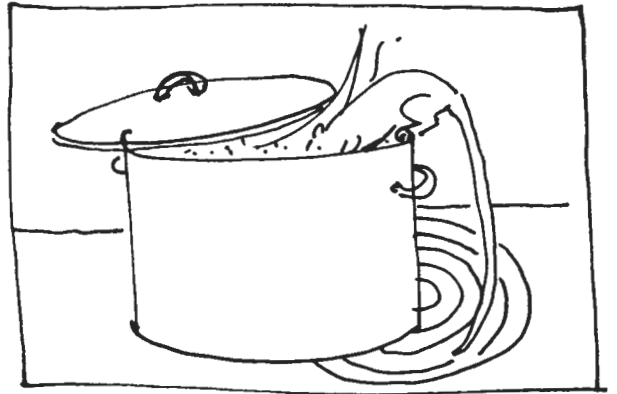
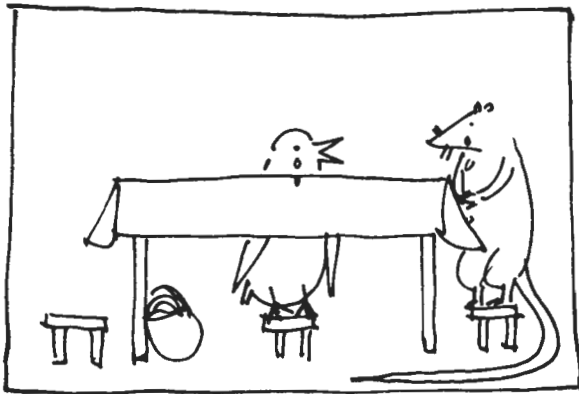
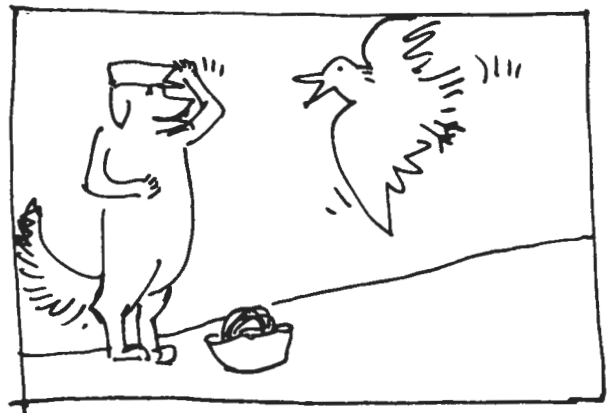
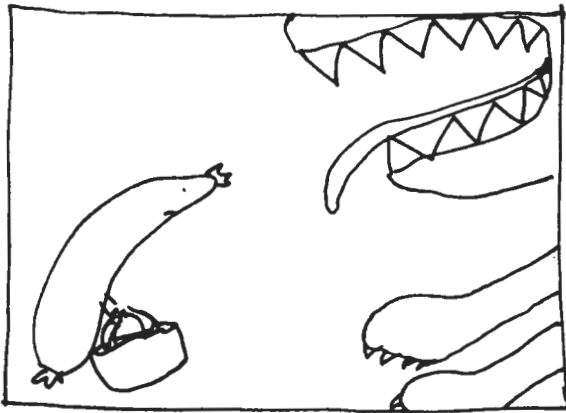
Was geschieht? Das Bratwürstchen zog fort gen Holz, das Vöglein machte Feuer an, die Maus stellte den Topf zu, und erwarteten allein, bis Bratwürstchen heimkäme und Holz für den andern Tag brächte. Es blieb aber das Würstlein so lang unterwegs, daß ihnen beiden nichts Gutes vorkam und das Vöglein ein Stück Luft hinaus entgegenflog. nfern aber findet es einen Hund am Weg, der das arme Bratwürstlein als freie Beut angetroffen, angepackt und niedergemacht. Das Vöglein beschwerte sich auch dessen als eines offenbaren Raubes sehr gegen den Hund, aber es half kein Wort, denn, sprach der Hund, er hätte falsche Briefe bei der Bratwurst gefunden, deswegen wäre sie ihm des Lebens verfallen gewesen.

Das Vöglein, traurig, nahm das Holz auf sich, flog heim und erzählte, was es gesehn und gehört. Sie waren sehr betrübt, verglichen sich aber, das beste zu tun und beisammenzubleiben. Derowegen so deckte das Vöglein den Tisch, und die Maus rüstete das Essen und wollte anrichten und in den Hafen, wie zuvor das Würstlein, durch das Gemüs schlingen und schlupfen, dasselbe zu schmelzen: aber ehe sie in die Mitte kam, ward sie angehalten und mußte Haut und Haar und dabei das Leben lassen.

Als das Vöglein kam und wollte das Essen auftragen, da war kein Koch vorhanden. Das Vöglein warf bestürzt das Holz hin und her, rufte und suchte, konnte aber seinen Koch nicht mehr finden. Aus Unachtsamkeit kam das Feuer in das Holz, also daß eine Brunst entstand; das Vöglein eilte, Wasser zu langen, da entfiel ihm der Eimer in den Brunnen und es mit hinab, daß es sich nicht mehr erholen konnte und da ersaufen mußte.

Aus: Grimms Märchen





## architektur und bürgertum.

der engere begriff *a r c h i t e k t u r* heißt schaffen, einfangen von raum, ihn abgrenzen vom natürlichen lebensraum, stellen von körpern in den raum, ausdruck, oder besser: verwirklichung des raumempfindens, der schöpferische akt ist zwar das wesentliche moment, die fertige architektur aber ergeben der bedarf an sich, seine wahrnehmung, mittel und idee, ihr umsatz in material und arbeit und die andauernde funktion, die ihr leben ist; so etwa wie musik in der aufführung, im nachvollzug, erfüllt wird.

große architekturen entstanden im namen einer idee, einer religion, auf dem rücken der sklaven, unter päpsten und kaisern. diese sind zurückgetreten, abgelöst zunächst durch eine erweiterte aristokratie und am ende das volk, die delegierte macht. so baut nun das volk, im einzelnen oder als staat, denn seit jahrhunderten verteilen sich kapital und kompetenzen, auseinanderstreben, privatinteressen, der begriff privat, privateigentum, verlagerung auf materielle werte: das breite bürgertum und sein wohlstand. also eigenes heim, quadratmeterkampf zu ebener erde oder im 10. stock, katastersysteme, zunächst zweidimensional, dann in die höhe; erwerb, besitzsicherung und schon wieder enteignung, rotierender charakter im soziologischen trend und tritt. bevölkerungsexplosion, chemisch- prophylaktisch begünstigt, gleichzeitig aber feuerwehrmaßnahmen, antibabypille. einmal neue verkehrsnetze, dann wieder fußgängerzonen, hier anballung in produktionszentren, dort erholungsindustrie. mansholtpläne, landflucht, bildung des proletariats, barackengürtel um die hauptstädte, aufstieg in den bürgerstand, stadtflucht der oberbürger. die verlassenen mayastädte, new yorks gefürchtete bandenreviere, dann wieder 10 millionen einwohner in mexico-city. trabantenstädte, englische gartensiedlung oder vertikal, levittowns zum schlafen; befürworter und gegner, jeder kennt das bis zum überdruß, aber es muß hier angeführt werden um festzustellen, daß es lauter politisch-soziale vorgänge sind, die niemand

sonst heraufbeschworen hat als das volk selber, oder wie man so sagt: die zeit. selbst energische regierungen sind ihnen nicht gewachsen, sie sind unabwendbar, bilden die ausgangsebene. der architekt macht mit, sieht zu, oder predigt in der wüste, ändern kann er nichts, sein spielraum kommt erst später, aber diese phänomene spielen weit in sein gebiet hinein, es wird davon noch die rede sein. so ist die architektur also *m i t* vom volk getragen, heute vom bürger und seiner delegierten kompetenz. diese sogenannte öffentliche hand greift ein, wann die interessen und räume sich bereits drohend überschneiden, wann es fast schon zu spät ist. im namen von brüderlichkeit, gleich- und freiheit dringt sie in intimste bereiche vor, wiege und sarg, die überheblichkeit des neureichen individualismus geht ins unermeßliche, es gibt friedhöfe mit antennentürmen als grabsteine, an und für sich lustig, aber geschichtlich eine blamage, geistig operiert der staat auf gleichem niveau, er ist auch bürgertum.

dies volk baut nicht babylon und keine belvederegärten, ausnahmsweise rafft es sich auf zu prestige, brasilia und olympia, doch für seine alltäglichen und kurzfristigen zwecke hat es zu keiner zeit große, breit organisierte, dauerhafte werke geschaffen, seine mauern fielen immer wieder in die erde zurück, wie seine hölzernen grabkreuze auch.

der bedarf an räumen und einrichtungen steigt, mehr als nur durch den bevölkerungszuwachs, mit der körperlichen verweichlichung; es wird nicht nur gewohnt und gearbeitet, man erholt, kuriert, vergnügt sich, reist. die jugend bildet sich, trainiert die muskeln. schule und fussball unter jeder regierung, die geistigen dränge en masse, doch scheinbar individuell, in ungefährliche richtung gelenkt, das nennt sich: gesunder geist in gesundem körper, ist aber nur brot und spiele, vorher geht das alles noch durch werbung und versicherung, bank und bürokratie, es wird auf mindestens drei ebeneen gelenkt, regiert. inzwischen führt einiges, wie schul- und beamtenapparat und völkerwanderung, als wirtschaftszweig bereits ein eigenleben. für all diese tätigkeiten werden räume gebaut.

es soll nun *e i n* gebiet näher untersucht werden, weil jeder es kennt und unmittelbar damit zu tun hat: die wohnung, das haus. in der statik des hauses sucht das nach dynamischen gesetzen fließende leben zuflucht, findet schutz vor umwelt und naturgewalten; es ist ausgangspunkt und endstation, der geschichtliche raum der familie, intimer bereich, also im grunde immer höhle geblieben, warum auch anders, anatomisch-biologisch hat auch der homo sich kaum geändert, und der sich immer schneller fortentwickelnde geist hält nicht viel auf umwelt. also höhle mit funktionalen verfeinerungen, man hat die elemente mit hineingenommen: feuer, wasser, licht und ein stück erde und — sich isoliert; feuerstelle, essplatz, speicher, nest, aber keine nennenswerte formale neuerung. erhöhte ess- und schlafflächen, diese 50 und 80 cm über der erde, heben den bürger vom pithecanthropus ab, stuhlgang auch erhöht, aber kein neuer lebensstil. am lagerfeuer, picknick, geht er sogar rückwärts, aber nur snobistisch distinguiert.



ausserhalb der seltenen wirksam zuvorkommenden siedlungsplanungen entstehen haus und stadt etwa so: einer oder eine gruppe wünscht zu bauen, kauft sich das gerade am markt feilgebotene bauland, oder spekulierende unternehmer besorgen das vorweg. das grundstück hat oft noch die zufälligen oder landwirtschaftlich bedingten flurgrenzen. man kennt die finanziellen möglichkeiten und legt die kosten fest, d. h.: die wohnfläche. das gesetz schreibt mindestgrenzabstände vor, begrenzt nach oben die stockwerke und bebauungsdichte. bauland ist wertvoll, man nützt es bis zur höchstmöglichen kubatur aus, das senkt den wohnflächenpreis. wer das rechnerisch weiterverfolgt, erfährt, dass dabei nur kuben entstehen können, grundrisse und proportionen willkürlich, und wo verschiedene grundstücke verschiedene formen und besitzer haben, also ihre grenzen die urbanistischen richtlinien durchkreuzen, kann die willkür in die breite gehen, es entstehen chaotische zwischenräume; diese aber sind auch spürbare räume, in warmen breiten sind sie sogar mehr bewohnt als das haus, die plaza entsteht auch nicht zufällig. drinnen kochnische, schlafbox und brausekasten, konfektion, warum auch nicht. wo unternehmer bauen, kaufen sich schuhputzer und akademiker ein, sie haben die gleichen lebensgewohnheiten. vorher aber treten noch profitierende zwischenfiguren, wirtschaftsparasiten auf: die makler.

die wohnung ist geldanlage geworden, das kapital rettet sich unter die dächer, man baut über die elementare notwendigkeit hinaus, gewerbe, wirtschaftszweig, sonst arbeitslosigkeit und streiks, der staat denkt im kreise, hält sich die kuh für den mist.

der architekt setzt wiederum erst ein, wann grundlegendes entschieden ist; urbanisten im öffentlichen dienst nehmen wohl die probleme früher in die hand, müssen aber am grünen tisch vorbei, durch parteilotterie und politische jury.

wo aber kommen sie her, die diesen spielraum auszufüllen haben, und wie gehen sie zu werke? michelangelo verkörperte den zeichner, bildhauer und baumeister in einer person, nahm selber den meissel in die hand, er kam vom material her, architektur war handwerk. pharaonen, incas, päpste hielten ständig ihre bauleute am hof und meist steuerfrei. sie waren nicht den spannungen des konkurrenzkampfes ausgesetzt und nicht vom pöbel bezahlt, das volk brauchte keine architekten. nun aber braucht es sie, und so öffnen die schulen alljährlich ihre schleusen. bildung und berufe sind für alle da, was vor 2 generationen schneider war, kann einem im wohnbauministerium begegnen. die ausbildung ist vorwiegend kathedr, reissbrett, kartonklebestube, die geräte sind winkelmesser, lot und wasserwaage. wie wenig aber diese systeme genügen, das wesen der natur zu erfassen, so frag-

lich ist es, ob sie dem künstlichen raum genügen. dazu hat die bürokratie einen papierkult aufgebracht, dessen tendenz es ist, alle handlungen zunächst dort abspielen zu lassen, vorzuplanen, zu fixieren, programmieren; papier aber ist das verhängnis des architekten! es fördert das zweidimensionale denken, die vogelperspektive, wo der mensch noch gar nicht zu fliegen gelernt hat, sondern unten durch seine dunklen gassen muss; um ihn erhebt sich die dritte dimension. die schule müsste auf die strasse, näher an das material, das doktordiplom beugt sich nicht mehr unter ihm. echtes form- und raumerlebnis auf papier ist sogar im nachvollzug selten; man erlernt es am besten, indem man fertige gebilde immer wieder freihandzeichnend förmlich abtastet. papier also nur notizzettel, übungsfeld.

vom bildhauer lernt der architekt, freie formen zu entwickeln, sie in den raum zu stellen, aufeinander-zubeziehen, in schwingung bringen, spannung in die zwischenräume. diese vierte dimension erst lässt atmosphäre entstehen. was jener aber auf engerem, gut überschaubarem raume schafft, muss dieser erst in die grosse, endgültige dimension umsetzen, nein, er muss form und raum schon in ihr empfinden, nicht massstabsmultiplikation! und da sie sich erst in ihr voll zeigen, gibt es eine entwicklung nur an handfesten gebilden im massstab eins zu eins.

auch ohne papier hat der mensch formen geschaffen, man nehme das einfachste segelboot, da kommt die geometrie nicht hin, kapituliert noch im nachhinein, da waren die fischer am werk und die jahrhunderte, was da die segel füllt und bläht, ist auch form, raum, durch den bewegung fliesst. das boot selber, wie alle hydro- und aerodynamischen formen, empfindet man als schön, wo sie doch nur ausgesprochene zweckgebilde sind. und hier eine frage: nur zweck? prompt steht funktionszwang allem missgestalten immer pate, zweck, sagt man, sei eine grenzmauer zu den künsten, kunst habe ihn in sich selbst. warum aber führen funktionsfreie formen, etwa monumente, gewisse innenarchitekturen und fassaden, so oft geradeaus in den kitsch? grenzen können bedrücken und können sicherheit geben, je nach gesinnung, man denke an den reim, die strophe in der poesie. da aber die architektur im ganzen nicht vom baumeister allein getragen ist, und solange dieser weder zum diktator noch erzieher wird, steigt und sinkt ihr niveau auf einer schulter mit dem volk, kunst aber wird von einzelnen durch hohe und tiefe zeiten getragen. genausowenig entsteht sie im teamwork, dies ist ein rein technischer vorgang, aufteilung in arbeitsbereiche, kann bestenfalls wettbewerb, ehrgeizfördernd sein. die na-

tur, das universum, sind nicht im teamwork entstanden, und man stelle sich zwei poeten an einem gedicht vor.

diese aufteilung in bereiche, das notwendigwerden von fachingenieuren, organisatoren, die industrie-fertigteile mit tabellen, all das absorbiert den grossteil der bauleute und engt dem rest sein gebiet ein, das technische, er aber will auch noch mitreden, geht ins metaphysische, wird unkontrollierbar, wird zum architekten, zur künstlerfigur, und leidet in seiner weiterentwicklung, heute schon, unter akademischem kunstzwang. ist er dem anlagemässig nicht gewachsen, sitzt aber am schalt-pult der technik, dann entstehen die grossen gesten, denn raupen können berge verschoben, spannweiten sind nur eine frage der investition, da werden stoff, funktion und alle gefühle in eine grosse form gegossen, gezwungen, sieben auf einen streich, die bulldozermentalität wird zu stein, sydney baut ein eierschalen-opernhaus.

planungs- und bauzeit sind so kurz wie das leben hektisch ist, die kosten vorprogrammiert, alles zusammen in den zahnradern der bürokratie, korrektoren nur noch am papier möglich. gaudì war einer der letzten, der noch ganze bauteile abtragen liess, als er sie im zusammenhang sah, obwohl er viele details eins zu eins modelliert hatte. allerdings: die sagrada familia in barcellona ist fragment geblieben.

antonio sant'elias' „utopien“ blieben in der schublade, das ist so, als nähme man dem theater das publikum; die folgende generation liess kunst-eifrig etwas verwirklichen, als es technisch überholt und wo es räumlich fremd geworden war. so geht die zeit einmal zu schnell und einmal zu langsam.

die geeigneten baustoffe sind immer noch wenige und lange nicht erschöpft: ton, holz, stahl, glas und — statt stein — beton. dieser lässt sich in alle erdenkbaren formen giessen, ein noch kaum beschrittenes gebiet für bildhauer in der architektur. warum also neue suchen, preise sind vorwand, auch sie steigen, stehen sie erst auf der konsumliste. mehr kenntnis der alten stoffe und sie fielen nicht unter vergewaltigungen, an denen die nachwelt ihre ironischen freuden hat. also ihrem charakter nach voll ausnützen, funktionen erfüllen, auf beschränktem raum für begrenzte zeit bestmögliche verhältnisse schaffen, räumlich denken, konsequent logische konstruktionen. wem dies alles gegeben, sucht nicht verzweifelt nach immer neuen formen, auch oberfläche ist ihm sekundär, und wenn da noch maler und bildhauer ans werk gingen. schon mitpflanzen, und dies immer geschähe, so entstünden vollendete einzelwerke, die das unermiedliche chaos der um-



gebung weit übertönt, ja selbst eine alternative zu natürlichen schöpfungen würden. der alles rettende, romantikpumpende dorfbrunnen, dies von den stadtvätern vorher gewogene hungerbrot des künstler, könnte unterbleiben, letzterer ist aktiv am wesentlichen beteiligt. hundertwassers fensterrechtsanspruch hat nur pinselreichweite nach ausren; diese tatsache ist fundamental.

so voll ausgefüllt ist der spielraum des architekten wirksam genug, mag er noch so klein sein.

bezeichnend ist auch, dass unser aller lebensraum wohl von den laienhaftesten vereinen mitgestaltet wird, trotz alltäglicher herausforderung aber jene kritischen geister schweigen, die der provinzmaler sehr wohl aufzurütteln vermag: es gibt kaum tiefgreifende kritik; diese aber erhärtet das können. laute stimmen verdammen ganze städte pauschal, als ob solche immer gegründet würden. es gilt vielmehr, bestände zu erhalten und weiterzuführen; diese tatsache ist fundamental

verfolgt man das bauen kunsthistorisch, im abendland, beginnend etwa mit den nüchternen romanischen zweckbauten, hin über die lange verfeinerungsentwicklung, transzendent sich steigernde gotik, sich windendes barock und rokoko, — fast schon das ende, die maya in yucatan —, unterbrochen von retardierenden momenten, dann letzte aufrufe zu stilstrenge, traditionellem formgesetz, erfolgt nach kurzem jugendstil anfang des jahrhunderts, den künsten nachhinkend, mit der breiten verbürgerlichung und gesellschaftlichen anarchie, der endgültige bruch mit der tradition, es geht nicht mehr, es sei denn mit neuen materialien neu beginnend. also kein stilzwang mehr, erste schritte, einige grosse einzelleistungen, sonst aber lange pubertät, und nun läuft das jahrhundert halb ab und immer noch feiern formfreiheit und neureichtum zusammen ihre orgien. von frank lloyd wright zu den sieben zwergen, und abwechselnd zum bösen wolf, ist's nicht weit.

der bürger denkt nicht kosmisch und nicht geschichtlich, höchstens 2 generationen, dann die sintflut, gott sei dank. auch hat er weder zeit noch geld zu grosstaten, so zeigt er wenigstens nach aussen, was drinnen nicht ist, er klebt marmorplatten und furniere, und wann seine phantasie am ende ist, geht er ins museum. der alten häuser innerlichkeit ist längst durch panoramafenster entwichen, es blieb die gepudert glotzende physiognomie mit verkümmertem rücken.

die bauleute indes bereisen die kontinente und fotografieren viel; importe, exporte, was dort notwendig ist, wird hier zum technischen fiasco, zum kitsch. leuchtzahlen schicken ein und dieselbe pfeilerschalung vom ersten bis zum letzten stock, dort steht dann die kiste, deren inhalt bil-

liger ist als eine neue, kleinere form, i b m rattert um die welt: die internationale architektur.

noch eine frage stellt sich: welchen einfluss hat die architektur auf die menschliche psychologie? die polemiken um dieses thema sind endlos, tonnen von literatur, sie gipfeln in öffentlichen und gerichtlichen anklagen. um der frage näherzukommen, muss man schon den horizont der alltagspsycho- und soziologie sprengen und mit dem anthropologen die ganze menscheitsleiter hinabsteigen: hat denn den anthropus seine höhle errigiert oder war es nicht eher umgekehrt und kam der antrieb nicht von innen, oder, wenn man so will, von viel weiter aussen? lebensgewohnheiten ja, aber die seele stolpert schon über viel unsichtbareres, das menschlich-affektive, denn wenn ein new yorker slumsprössling anstatt zu mädchen zum psychiater geht, nachdem er mit seiner mutter nur ein bett besass, in dem sie ihre nächtlichen lustbesuche absolvierte, dann kann man nicht sagen, er leide vorwiegend unter zu enger architektur. bei sensiblen menschen ist ein gewisser einfluss zu beobachten, michelangelo hielt sich eine knapp mönchszellengrosse meditationskammer, und dalis atelier ist vielleicht eine schauhalle, deshalb aber sind sie nicht erst zu künstler geworden. gottfried benn sagt: „erhielte sich ein staat durch strassenbeleuchtung und kanalanlagen, wäre rom nie untergegangen“, und an anderer stelle: „in der city, nur in ihr, schwärmen und klagen die musen“. ersterem kann man unbedacht zustimmen, zum zweiten ist zu ergänzen, dass eine grossstadt nicht nur aus architektur besteht, und die musen nicht gleich den ganzen pöbel umschwärmen, sondern einige wenige sensible.

der architektur ist eine umwälzende bedeutung nicht beizumessen, sie ist eher passiv und weltverändernd nur insofern, als sich die rollbahnen und städte in unsere äcker hinausfressen, das allerdings wird noch lange sein, der mensch wird arbeiten und wohnen müssen, alte häuser ab — und neue aufbauen. erst in fernen jahrtausenden oder jahrmillionen, wann der bürger längst stehen geblieben ist, und holt die erde nicht vorher ihre gebilde zurück, könnte sie in ein neues zeitalter treten, wo das gehirn sich selber grossdenkt, den körper überwächst und die seele absorbiert, wo dem biologischen nichts als nur energiezufuhr in rationellster form genügt, die wissenschaft optimale klimatische verhältnisse und lebensbedingungen geschaffen hat und den rest die automaten besorgen, dann könnten die planiertraupen auf ihren ersten grossen und letzten einsatz gehen, um die städte flachzuwalzen, denn dann würde auch die architektur überflüssig.

paul preims.



## ST. KATHREINOPOLIS oder die totale Kurstadt

Wenn der vorangemeldete Gast — nur vorangemeldete Gäste kommen nach St. Kathreinopolis — den elektrischen Triebwagen verlassen hat — nur mit dem elektrischen Triebwagen kommt man nach St. Kathreinopolis —, wenn der rot-samt-goldene Teppichflausch des Bahnsteiges seine Schritte aufsaugt, die schweren golden-samt-rotten Draperien an den Seitenwänden und der meterdicke samt-rot-goldene Abschlußvorhang an der Stirnseite mit den großfürstlichen Initialen <sup>1)</sup> seine erwartungsvollen, ängstlichen, übernächtigen, überwachen, neugierigen Blicke ansaugen, die marmeladige Stimme Peter Alexanders <sup>2)</sup> aus multiplen Stereodüsen sich schmeichelnd in die Gehörgänge einsaugt: TRITT EIN UND VERGISS DEINE SORGEN!, — folgsam folgt dann der Ankömmling dem rot-samt-gold-betrefften Bahndiener, der ihn in die fleischige Grotte des Vorhanggebirges schleust.

Nachdem der vorangemeldete Gast, dem Samttunnel entschlüpft, die Aluminiumkuppel der Computerhalle betreten hat, von einer Dirndl-Stewardess ins Blickfeld, ins Lächeln, ins Gespräch gezogen, geleitet, dirigiert, gegängelt, im Korbessel vor einem Computerkästchen Platz genommen, seine Lochkarte aus der Briefftasche, Sakkotasche, Reisetasche gezogen und in den Schlitz gesteckt hat, wirft der Apparat eine rasierklingengroße Metallfolie aus; und während die Dirndlmaid diese Folie an der rechten Schuhspitze befestigt, klickt eine männliche Stimme ein: TRITT EIN UND VERGISS DEINE SORGEN!: warm, vibrierend, besorgt, Heinz-Rühmann-Ton <sup>3)</sup>: die Folie enthalte das gewählte Hotel, die Mahlzeiten, das Kurprogramm, Bäder, Arztvisiten, abgestimmte Unterhaltungen und Exkursionen; die Folie sei vollständig, jedoch auf Wunsch zu ergänzen; sie sei persönlich abgestimmt und unverwechselbar; sie lenke unmerklich, automatisch alle Schritte, enthebe aller Sorgen, aller Unsicherheiten; es genüge, hin und wieder mit dem rechten Fuß die Folie mit den Kontrollsystemen in Berührung zu bringen; sie lenke unmerklich, automatisch, unfehlbar, unverwechselbar ...

Während der Gast im Korbessel unmerklich und lautlos in Bewegung gesetzt, unmerklich und lautlos abwärts gleitet, an der Metallkuppel die Leuchtschrift „LETHE-FLUSS“ <sup>4)</sup> aufblinkt und das fließende Förderband unmerklich und lautlos an den 21 Psychologenkabinen vorbeikurvt, aus denen lächelnde, musternde, werbende, diagnostizierende Gesichter den Vorbeigleitenden hypnotisieren, wirbelt Vergessenes, zu Vergessendes, Verdrängtes aus dem Gedächtnis auf: Hundskot auf dem Türabstreifer, Krach mit dem Prokuristen, widerlicher Nagellack der Gattin ... und wohligh prickelnd strömen Partikel in den Bewußtseinshohlraum: TRITT EIN! ... VERGISS ... TRITT ... DEINE SORGEN ... VERGISS ... VERGISS ...

\* \* \*

Die Stadt, der Stadtstaat ST. KATHREINOPOLIS zählt rund 150.000 Einwohner. Die Einwohner dienen ausnahmslos dem Tourismus. Der Tourismus ist Beschäftigung, Erwerbsquelle, Vergnügung und Denkinhalt der gesamten Stadt. Diese Vollkommenheit verdankt die Stadt ihrer Lage in einem milden, fruchtbaren Talkessel am Südhang der Alpen. Der Talkessel steigt von 285 auf 2252 Meter an und ist in das Stadtgebiet einbezogen. Das Stadtgebiet zerfällt in drei Stadtteile: Altstadt, Hotelstadt, Tavernenstadt und drei Kurzonen: Dorfzone, Waldzone, Bergzone. Autos und Motorfahrzeuge gibt es nicht: Rolltreppen, Fließbandgehsteige, Fließbandförderbänder mit Korbsesseln und Kabinen verbinden Stadtteile und Zonen; gepflegte Straßen, Gehsteige und Promenaden dienen dem einfachen, Sänften und Rikschas dem zahlungskräftigen Fußgänger; Luftkissenfahrzeuge transportieren den Gast in die Wald- und Gebirgszone, ferngesteuerte, lautlose Raketen werden bei Gefahren (Kaminbrand, Herzinfarkt u. ä.) eingesetzt.

I.) Die ALTSTADT bildet mit ihren typischen Bürgerhäusern und Lauben, mit Dom, Rathaus und HGV-Palais den Kern der Siedlung. Im geometrischen Mittelpunkt, vor dem gotischen Katharinenmünster, steht in einem Pavillon eine goldgefaßte Glasvetrine; sie birgt vier Schaustücke, ehrwürdige Symbole der jahrtausendealten Geschichte der Stadt, hier wird dem Gast die Vergangenheit sichtbare und spürbare Gegenwart.

a.) eine römische Münze, ein Stück Mauer und einige Dachziegel <sup>5)</sup> (ca. 250 n. Ch.); b.) eine Speiche aus dem Folterrad, dem Marterwerkzeug der Hl. Katharina († 305 (?) zu Alexandrien); c.) ein Krückstock des gichtbrüchigen röm. dt. Kaisers Karl V. († 1558), des ersten prominenten Kurgastes <sup>6)</sup>; d.) ein gelbschwarzes Strumpfband der öst. Kaiserin Elisabeth († 1899), des letzten prominenten Kurgastes <sup>7)</sup>.

Die Altstadt ist durchsaniert, d. h. unbewohnt. Tagsüber verkaufen hier Kleinhändler Obst, Gemüse, Zeitungen, Souvenirs, und Handwerker führen in einnehmend restaurierten Werkstätten vorindustrielle Produktionsmethoden vor. Managerkranke Kuranden legen dabei Hand an und betreiben z. B. Sarntaler Federkielstickerei oder Ahrntaler Spitzenklöppelei. Vor dem großfürstlichen Palais lädt die stündliche Wachablöse der Schützen zum Fotografieren ein, politisch Interessierte wohnen den Schausitzungen des Stadtparlamentes bei, das täglich von 10 bis 11 Uhr tagt.

#### EXKURS/1 über die VERFASSUNG.

Die Totalität der Organisation, die Notwendigkeit zentral gelenkter Verwendung so vielfältigen technischen und menschlichen Materials, die Ausmerzung aller tourismusschädlichen Elemente und die weltweite Nostalgiewelle erforderten die Wiedereinführung der absoluten Monarchie. Zwar blieben die demokratischen Einrichtungen (Parlament, Parteien, Opposition) erhalten, die drei Gewalten sind jedoch in der Person des Großfürsten vereinigt, der mit einem Techniker und Expertenstab, den „Organen“, den Stadtstaat verwaltet. Regierender Großfürst ist HAGEVAU I. (geb. 1925), der natürliche Sohn einer geflüchteten russischen Großfürstin und eines St. Kathreiner Hoteliers. Die Nützlichkeit dieser zu Unrecht abgewerteten Regierungsform beweisen der ökonomische Aufschwung (120%ige Bettenausnutzung!), die bis ins Detail abgestimmte Zielstrebigkeit aller Unternehmungen und die peinliche Sauberkeit in allen menschlich-menschlichen, menschlich-technischen und menschlich-landschaftlichen Beziehungen: Kriminalität, Arbeitskämpfe, Verkehrsunfälle, Umweltverschmutzung sind unbekannt.

II.) Die HOTELSTADT ist kreisringförmig um die Altstadt angelegt. Ihre 33 Sektoren bergen alle für den modernen Kurbetrieb nötigen Beherbergungsbetriebe und Anlagen. Jeder Sektor umfaßt eine Kur-Einheit: im Badesektor z. B. findet der Gast Frei-, Schlamm-, Hallen-, Sonnen-, Sand-, Fuß-, Tröpfel- und Schwefelbäder, Sauna, Massagezentrum, Arztlaboratorium.

Die Kategorien der Hotels sind durch Bezeichnungen gestuft: Luxushotels tragen Namen auf -on (Athlon, Biathlon, Trianon...), Hotels erster Klasse fremdländische Namen (Ninotschka, Sayonara, Coppelia...), diejenigen zweiter Klasse Namen großer Tiroler (Speckbacher, Schönherr, Gaismair...); die Gasthöfe benennen sich nach Alpenblumen und -tieren (Edelweiß, Murmeltier, Anemone); die Privathäuser sind durch die Endsilbe -heim gekennzeichnet (Auheim, Geranienheim, Tausendguldenkrautheim). Diese delikate Namengebung ersetzt die klassische Baedekermethode, die den zahlungsschwächeren Gast durch Klassifizierung oder Sternchen diskriminiert<sup>8)</sup>.

III.) Die TAVERNENSTADT ist der Stolz des Großfürstentums. Sie liegt spiegelbildlich zur Altstadt — unter der Erde und ist tagsüber unbewohnt. Bei Einbruch der Dunkelheit bringen Grottenbahnen die Gäste ins Vergnügungszentrum. In geodäsischen Kuppel-, Kugel- und Würfelbauten, akustisch abgeschirmt, ozonberieselt und raffiniert beleuchtet, findet selbst der verwöhnteste Gast, was er sucht und was ihm sein Kurprogramm erlaubt: Weinlokale mit Zitherheurigem, Bierzelte mit Schunkelzwang, Flipperbuden, klassische Nachtlokale ohne Striptease, folkloristische Nachtlokale mit Sennerinnen-Striptease; der Zirkus mit domestizierten Alpentieren (z. B. Siebenschritt tanzende Murmeltiere) ist die meistbesuchte Attraktion.

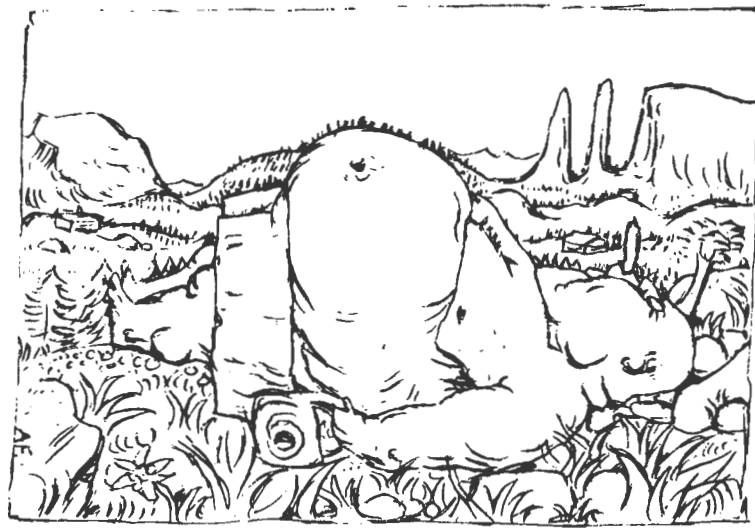
Unzugänglich bleibt dem Fremden das Wirtschaftsviertel der unterirdischen Kavernenstadt: dort befinden sich der Güterbahnhof, die Lager- und Kühlhallen, Wäschereien, Müllverbrennungsanlagen und die Wohnungen der Tellerwäscher.

#### EXKURS/2 über die Bevölkerung.

Strukturtable:

	Bezeichnung	Anteil in %	Bildungsstand
1)	Tellerwäscher	44	Pflichtschule
2)	Portiere	29	Tourismus-Fachschulen
3)	Besitz-Funktionäre	22	Fachschulen/bzw. Pflichtschulen (die Bauern)
4)	Funktions-Funktionäre	4,93	Oberschulen, Akademiker
5)	Organe	0,07	Akademiker

Die Bevölkerung des Stadtstaates zerfällt, wie die Tabelle zeigt, in 5 Klassen, die sich nach Bildungsstand, Einkommen und Kontakt zu den Gästen unterscheiden.



Zu 1) zählen alle Dienstleistungsberufe niederer Gattung (Zimmerpersonal, Küchenpersonal, Mechaniker, Volkstänzer, Musikanten...); höhere Bildung ist nicht erforderlich, Kontakt zu den Gästen ist nicht vorhanden und nicht erwünscht. Zu 2) zählen Dienstleistungsberufe höherer Gattung (Portiere, Kellner, Förster, Bergführer, Sennerinnen,...); da sie direkten Kontakt zum Kurpublikum haben, müssen sie fachliche Bildung aufweisen. Zu 3) zählen die Hoteliers und Pensionsbesitzer, aber auch die Bauern der Dörferzone (vgl. Abschnitt/IV!). Sie tragen, wie die Angehörigen der Klasse 4) (Ärzte, Ingenieure, Psychologen, Folkloreexperten...) die Verantwortung für das partielle Funktionieren des Kurbetriebes, der Kontakt zum Gast ist intensiv, menschlich und fördernd. Zur letzten Gruppe zählt der Experten- und Technikerstab, dem die zentrale Lenkung und Koordination obliegt. Die „Organe“ bleiben dem Gast unsichtbar, ihre feinfühlig und unmerkliche Lenkung spürt er indirekt.

IV.) Die DORFZONE umfaßt 12 Dörfer mit Höfen und Feldern, die am Berg hang oder auf Mittelgebirgsterrassen liegen. Diese Dörfer sind eingemeindet, werden aber von eigenen Bürgermeistern verwaltet, deren Vorrecht es ist, Nachtlokale in der Tavernenstadt zu besitzen. Die ansässigen Bauern verrichten ihre gewohnte Arbeit, doch nicht, um Ertrag zu erzielen, — sie sind ja Lohnempfänger, — sondern um dem Gast typisches Tiroler Bauerntum vorzuleben, wobei dessen Mitarbeit therapeutisch erwünscht ist. Das hochgelegene St. Georg z. B. betreibt Viehzucht. Die Kuraden melken, unter bäuerlicher Aufsicht, eigenhändig Kühe. Aus hygienischen Gründen sind (nach hochentwickelter Cyborgmethode) dem Rind Plastikeuter eingesetzt, und pasteurisierte Milch entströmt den keimfreien Zitzern.

Typisches Tiroler Bauerntum stellt sich in der Folklore vor. Jedes Dorf ist auf die Darbietung religiösen und weltlichen Brauchtums spezialisiert, und dreimal wöchentlich finden solche Veranstaltungen statt: St. Peter z. B. feiert Schützenfeste, St. Jakob Volkstanzfeste, St. Martin organisiert Fronleichnamprozessionen, St. Magdalena spielt Bauernstücke.

V.) Die WALDZONE reicht bis zur Baumgrenze und gilt als Erholungsraum für rüstigere Gäste. Sie ist in Reviere eingeteilt, vertikal von Rolltreppensystemen und horizontal von Wanderwegen und Trimm-dich-Pfaden durchzogen, dazwischen laden Waldschänken zur Rast. Die einzelnen Reviere bieten Gelegenheit zum Jagen, zum Beerensammeln, zum Pilzsuchen. Förster, Botanikprofessoren und Holzexperten stehen als Begleiter zur Verfügung; Gesetze über Pflanzenschutz sind unnötig, da seltene Arten in Beeten gehalten werden, doch müssen Hunde und Kinder an der Leine geführt werden.

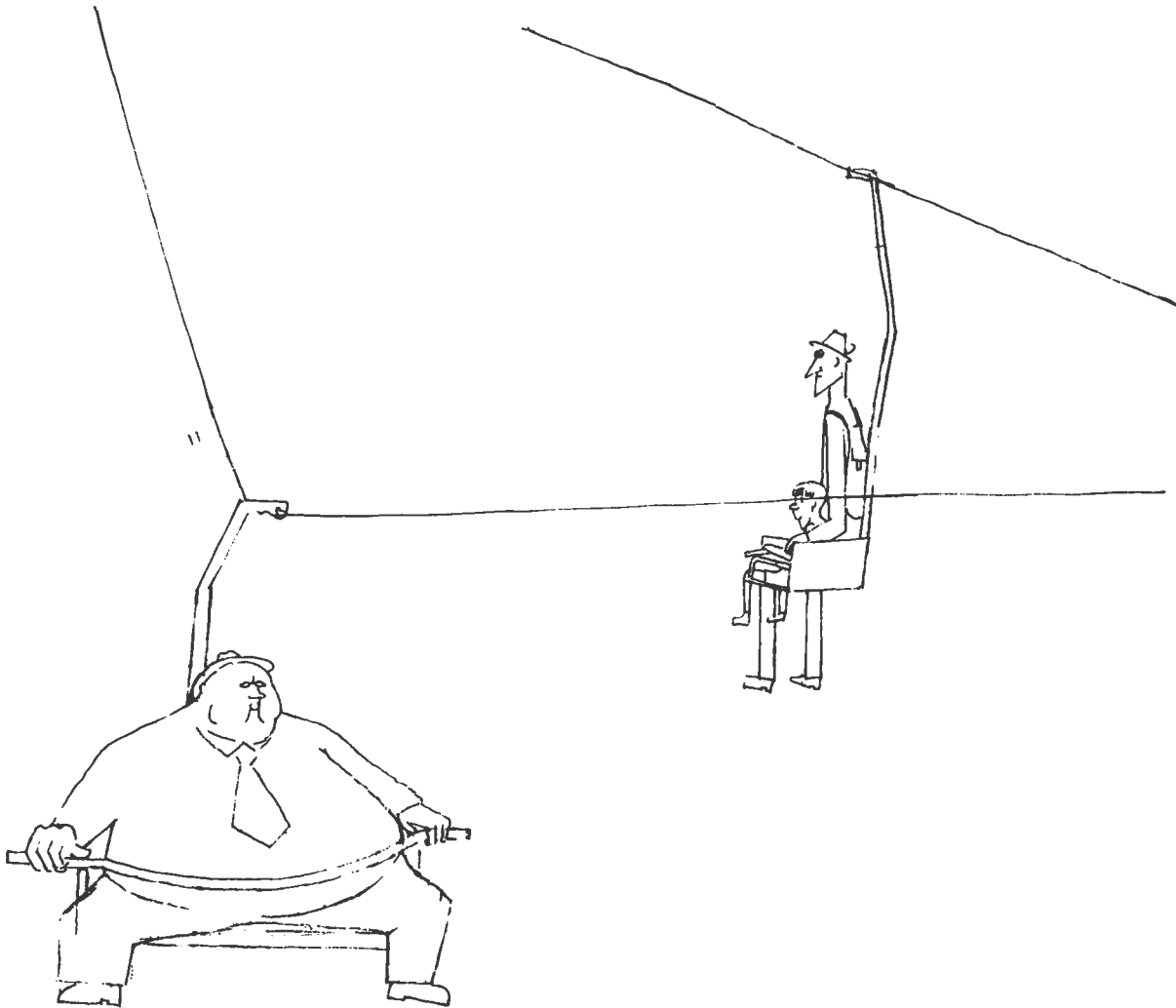
VI.) Ausgezeichnet durch technisches Raffinement ist die BERGZONE, welche Alpböden und Ödland über 2000 umfaßt. Luftkissenfahrzeuge bringen zu jeder Jahreszeit den herzgetesteten Gast in die Hochregion. Künstlicher Schnee gewährleistet ganzjähriges Pistenvergnügen, und die 13 Schizirkusse zählen zu den modernsten der Welt. Den Individualisten erwarten massige Kunstgletscher mit beleuchteten Spalten oder gesicherte Seilsysteme zum Klettern, der gesellige Bergsteiger findet in den Schutzhütten typisch hochalpinen Hüttenzauber.

Bei Regen, Nebel oder Schneetreiben benützt der Gast das einzigartige Solarium: unter einer kirchturm hohen Kunsteiskuppel legt er sich, nachdem er

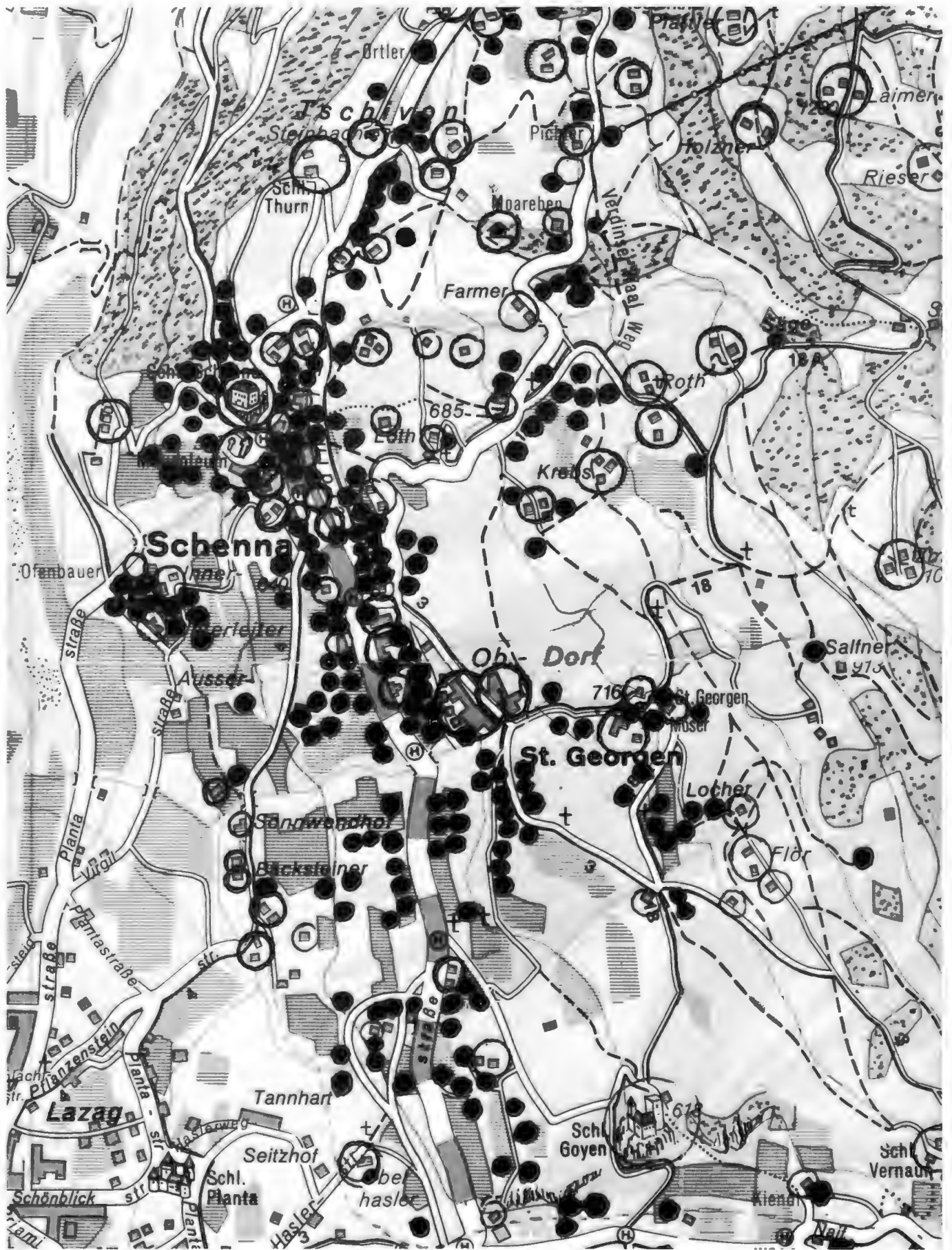
eine Nußöldusche genommen hat, entkleidet in eine sargförmige Schaukelröhre aus Plexiglas. Diese dreht sich wie ein Grill unmerklich, so daß der Körper gleichmäßig von den wohldosierten ultravioletten Strahlen getroffen wird. Dabei kann der zu Bräunende faulenz, Kreuzworträtsel lösen oder auf einem bequem angebrachten Bildschirm Luis-Trenker-Filme genießen. Tourismusplanung und Technik haben die Witterung ausgeschaltet.

Die Gestaltung der Witterung nach H. G. V. Plänen ist das letzte Problem, das die Wissenschaft zu lösen hat, um die Totalität eines Kurprogrammes zu gewährleisten. Im Kongreßsektor von St. Kathreinopolis tagt ein ständiger Meteorologenkongreß, der sich mit dieser Frage beschäftigt und Experimente macht, greifbare und verwertbare Ergebnisse stehen vorerst noch aus.

*J. Feichtinger*



- 1) HGV.
- 2) Wirkungspsychologische Untersuchungen weisen nach, daß die Stimme dieses Stars eine besonders effiziente Beruhigungs- und Überredungskapazität besitzt.
- 3) vgl. Anmerkung/2!
- 4) Fluß in der antiken Unterwelt: wer aus ihm trank, verlor die Erinnerung. In unserem Falle: Bezeichnung für eine, durch unsichtbare Verbindung des Gehirnes mit einem Computersystem erzeugte Induktionssphäre, die es den Psychologen erlaubt, im Kuranden hochwirksame Entspannungszustände herzustellen.
- 5) „Europäische Kurorte müssen unbedingt, sofern sie Anspruch auf Renomee haben, auf die alten Römer zurückgreifen. Zerschundene Krieger aus den Heeren der Cäsaren, die wundersame Linderung in heilkräftigen Wassern fanden, sind die solideste Grundlage für Kurorte“. (Ingelies Zimmermann/Norbert Hölzl: Nach Meran zur Kur, in „Südtirol in Wort und Bild“, Febr. 1976, S. 8).
- 6) ebd. S. 8.
- 7) ebd. S. 10.
- 8) Wie tourismuspsychologische Untersuchungen beweisen, bleiben „Heim“-Gäste auch nach ökonomischem Aufstieg (z.B. Lottogewinn) der lieb gewordenen Namenskategorie treu; sie verlängern allenfalls den Aufenthalt, um den sozial bedingten Mehrausgaben nachkommen zu können.



Ausverkauf der Südtiroler „Natürlichkeit“ an das Wirtschaftswunder; Die schwarzen Punkte sind Marksteine des Tourismus:

- Pensionen in Schenna bei Meran
- ⊙ alte Hofstellen

MARIDL INNERHOFER  
DIALEKTGEDICHTE

ROTZKLACHL UND ZIGORI

Rotzklachl und Zigori  
zemm untr die Weißdornstaudn,  
die Wiesn voll Sauerompfr —  
vor sie do aa olls verbaudn!  
Die Steckelen stiahn jo schon,  
es ist schon olls gmessn  
und bol wern die Baggr  
den Pichl drfressn.  
Iatz ist do no Fruahjohr,  
iatz siecht man no Grian —  
wos ist denn, wenn lei mehr  
Betonkletz ummrstiahn?

BERGBAUERNHENNEN

Wo sie no nit so hinkemmen  
die Fremmen,  
do hom sie no Hennen!  
Die miadn Stadtlinger  
brauchn holt ihmene Ruah  
wenn sie mitn Radio  
und mitn Tonbond drzua  
af dr Wies draußn liegn welln.  
Do miaßn schon decht  
die Hennen ausstelln!



### FLOTTR

Flottr, gspreggltr,  
broat die Fliegn aus  
und fliag weitr —  
odr woäßt du nit,  
daß sie schon bol aus isch,  
deine Zeit?

### SPRUCH: MIASSAT ANIADR AN KREIZR GEBN

Miaßat aniadr an Kreizr gebn  
fir oll sein ibrflissigs Redn,  
fir olle Wörtr de zuviel —  
nor war die Welt bol orm  
odr  
— still!

### DIE VÖGL VON MORGN

I siech heint schon  
die Vögl von morgn  
und tua mi sorgn,  
ob sie in die fauln Rintn  
woll genua zu freßn fintn.

### BERBERITZN

Isch des möglich,  
daß schon die Berberitzn bliadn?  
Isch des Johr  
schun wiedr so weit?  
I loß die Orbat stiahn  
und geah in Gortn:  
die Berberitzn bliadn  
und i loß mir Zeit,  
wer woäß, ob i sie no amol  
so schmöck wia heint!

### TUA OI DEIN KOPF

Tua oi dein Kopf  
und loß dir Aschn sanen.  
Du konnsch di welgn und drahn,  
du kimmsch nit drvun.  
Bleib do mit dein weißn Fuhn,  
bint an Polmbuschn zui  
und loß'n wahren!

Dorf Tirol die Stelle, an  
der das „Häberlehaus“  
gestanden hat.

R.I.P.

HABERLE-  
HAUS

\* 1500-1600

† 1975

TIRÖLER  
BURGFRIEDE-

KOMME  
ÜBER BEINE  
TRÜMMER

## UNSER INTERVIEW

Gespräch mit Herrn Kiem - Stickler, Algund.

ARUNDA Herr ... Herr ... Kiem-Krautsam ...

KIEM Stickler.

A Verzeihung, Herr Kiem-Stickler, ARUNDA sorgt sich um Südtirol, diesmal unter dem Druck der „Zerstörung“. Zerstörung z. B. der Landschaft, der völkischen Eigenart, Kommerzialisierung der Sitten u. Gebräuche, Verfälschung von Handwerk, Kunst und Sprache, Zerstörung des sozialen Gefüges, kurz: es geht um unsere Kultur.

Ihre Verdienste liegen in der Baukunst, Musik, im Landschafts- u. Heimatschutz. Als rühriges Glied der Algunder Baukommission leiden Sie sicher unter besonderem Druck.

K Schauen Sie, seit 30 Jahren bin ich in den Vereinen; auch in der Baukommission; damals waren da unsere drei mit etwas Linie, konnten uns durchsetzen ...

A Und heute?

K Einige Jahre war ich auch Landesbeauftragter. Da hat man nun alle Nichtintellektuellen ohne Titel ausgedotet.

A Meinen Sie Landschaftsschutz mehr optisch-ästhetisch, oder ökologisch-ökonomisch?

K Ich sehe das nur vom Bauen her, vom Baustil, das ist mein Steckenpferd; man muß das studieren, wissen, vom Kamin bis auf den Boden, ich kann da mit jedem Architekten fachsimpeln. Vom Standpunkt der Zersiedlung aus ist nun Einhalt geboten, wenn auch 10 Jahre zu spät, durch die Bauleitpläne.

A Ein Beispiel: Ein bundesdeutscher Börsenmakler i. R. kauft sich 2 ha Kulturland und damit die Baugenehmigung ...

K Das ist in der Praxis kaum mehr möglich.

A Aber wenn es trotzdem vorkommt, ist das dann landschaftlich in Ordnung, wenn er in gutem Tiroler oder Schweizerstil baut?

K Na, na, na, Schweizerstil, das kenne ich nicht, das ist ein Witz, Schweizerstil gibt es keinen, das zieht nicht, womöglich diese Schweizer-Chalets usw.

A Ich werde Sie jetzt auf die Echtheit Ihres Tirolertums prüfen: Wenn statt des Deutschen sich ein walscher Bauer einkauft, der die 2 ha auch bewirtschaftet, was dann?



K Aber es kommt keiner nicht mehr. Das Land ist diesbezüglich sauberer geworden.

A Sollen herkömmliche architektonische Gestaltungsformen auch die Neubauten auszeichnen? Etwa Walmdach ...

K Nein, schauen Sie ...

A Ich weiß, in Algund ist mehr das Satteldach ...

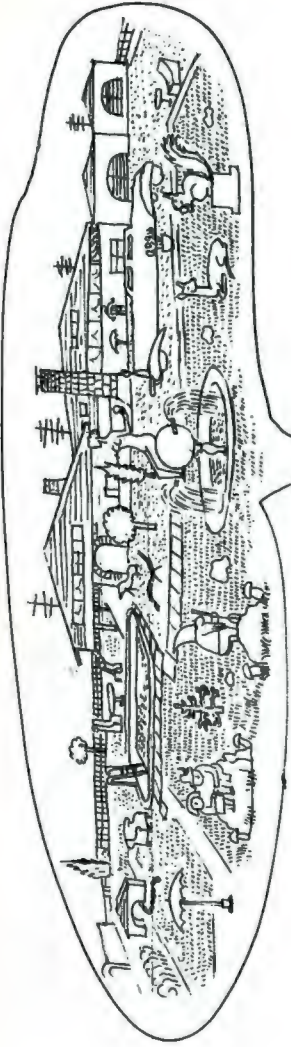
K Das hat mit Algund nichts zu tun; das geht nach Talschaften.

A Dann Fachwerkgiebel, wuchtige Mauern und klobige Säulen, Erker, tiefe Fensterleibung, Schmiedeeisen, Bögen?

K Ja natürlich; Rundbögen sind bevorzugt, wir haben nur Rundbogen und Flachbogen. Dann ist da noch so ein neuer Mist, dieser Korbbogen ... Wissen Sie, ich bin ein Jünger Dr. Rudolfs, der war hier in der Zeit Adolfs des I., unter Himmler hat er hier Hausforschung betrieben.

A Nun werden aber kaum mehr neue Bauernhäuser gebaut, sondern vorwiegend Pensionen; wie sollen die sich äußerlich unterscheiden?

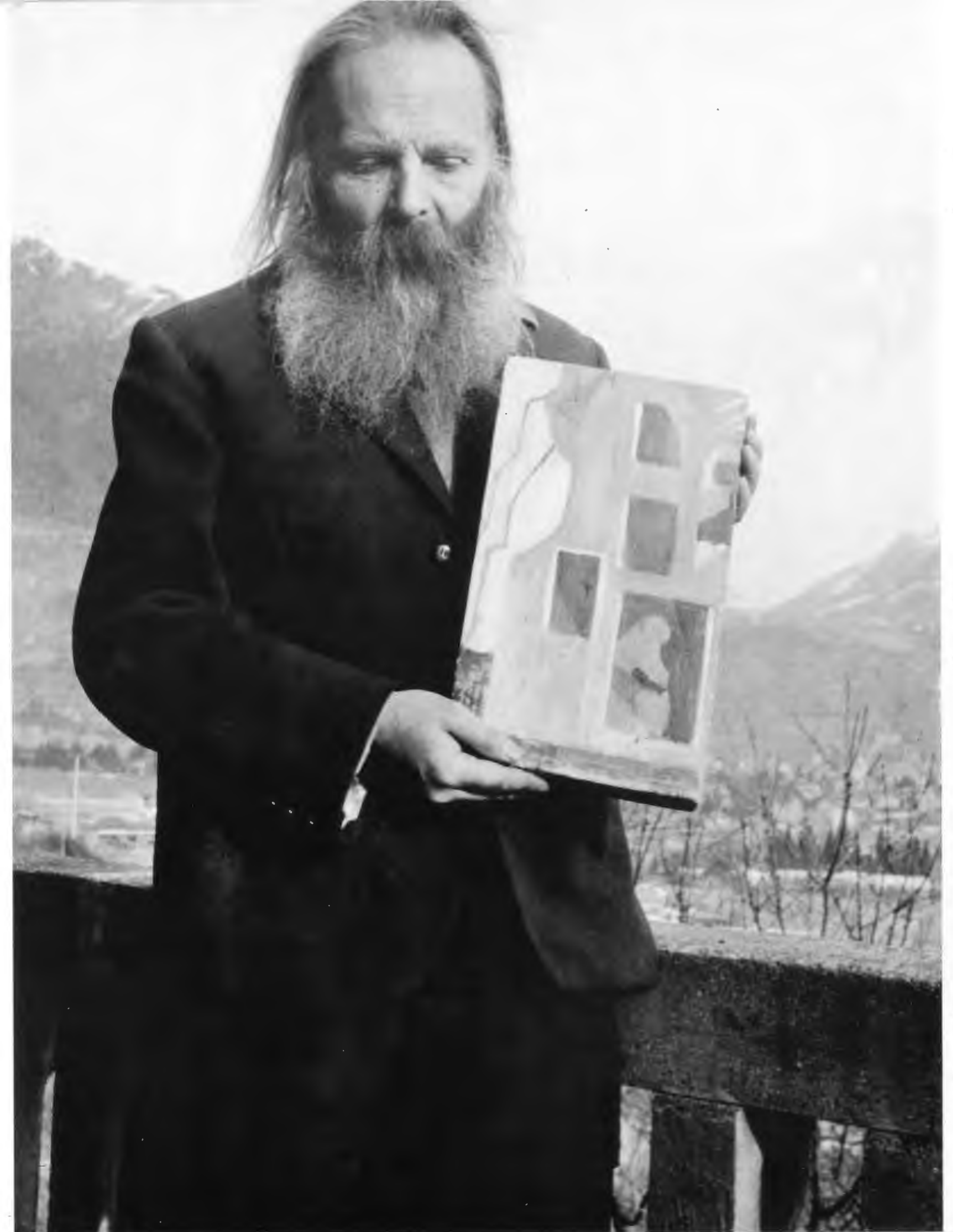
K Das unterscheidet sich überhaupt nicht, braucht keine Unterscheidung. Soll mir einer



- dieser versierten Ingenieure mit ihren Konzepten und Theorien, die da predigen, ein Hotel ist kein Bauernhaus, soll mir einer dieser Herren sagen, wie man das macht! Alternative weiß keiner keine; etwa die Flügel, das Vordach abschneiden?
- A Tanzlokale werden gebaut wie Heustädel, mit altem Holz...
- K Ach ja, das ist ganz lustig, Romantik, mag eine falsche Romantik sein, aber besser als Plastik usw. usw.
- A Wenn da Hölzer mit der Maschine geschnitzt sind, fertige Industrie-Profileisen gehämmert und über die Schweißnaht ein Ring, ist dann das Handwerk noch in Ordnung?
- K Wissen Sie, volle Harmonie bringt man selten durch; diese Kunstschlosser hämmern immer zu viel; die Zimmerleute machen da weniger Dummheiten; die Maurer sind viel, viel gefährlicher mit ihren w. .... Mauern, es ist zum Grausen dieser Mist! Bei uns sind halt Holz und Stein die Bauelemente. Wenn man das Holz auch nicht mehr hacken kann, so gibt es z. B. den Schrubbhobel...
- A Ach ja, quer...
- K Na, na, na, das muß grad durchgehen, mit Logik! Schräg ist schon manieristisch, gewollt, da ist der Teufel schon los!
- A Herr Kiem, sind denn alle in der Baukommission kompetent?
- K Ach Gott erbarm, na leider! Das, das ist ein Schlamassel, die Modernen machen alles zur Sau, diese studierten Kerle, die müssen experimentieren, sie suchen, suchen und finden es nicht.
- A Sie sind aber pessimistisch!
- K Überhaupt nicht, ich bin nur zu streng, zu orthodox. Diese gewissen studierten Leute, Titelträger, vielleicht ganz nette Leute, aber zu feige, sie könnten in den Ruch der Rückständigkeit gelangen. Moderne Bauten können sehr schön sein, nehmen Sie das Hotel Alpi in Bozen; es muß auch eine Kunst sein, aber auf dem Land ein Haus ohne Dach...
- A Dem Schlagwort „Zersiedlung der Kulturlandschaft“ halten fortschrittliche Planer Hochhäuser entgegen. Herr Kiem, Sie sind nicht nur Kulturmensch, sondern auch Landwirt und müßten als solcher für Hochhäuser sein, es geht ja um Grund und Boden und nicht um den Himmel.
- K Trotzdem nicht, das soll von mir aus im Bozner Shanghai-Viertel sein. In der Innsbrucker Altstadt z. B. stört mich das am meisten. Das Hochhaus am Meraner Sterndurchgang haben die Behörden verbrochen...
- A Ein anderes Schlagwort der Urbanisten: Gute Planung und Privateigentum seien unvereinbar. Schließen Sie davor die Augen oder ziehen Sie da noch eine chaotisch verbaute Landschaft vor? Schließlich will das heißen: Landschaftsschutz im Leerlauf oder Kommunismus!
- K Sie, das wär nicht schlecht!
- A Die Landesregierung subventioniert den „Urlaub auf dem Bauernhof“, die Kühe raus, die Fremden rein. Also Um- und Ausbauten; ist das Sanierung?
- K Eine gefährliche Geschichte, baulich. Wenn die Leute verstünden, auch vom Standpunkt des Fremdenverkehrs, daß jede alte Mauer von Jahr zu Jahr mehr Bedeutung erhält! Der Fremde will die Eigenart. Die Kühe freilich sterben aus.
- A Schweizer Fachleute überlegen, ob es die Kuhfladen in den Gassen ihrer Bauern-Fremdenverkehrsdörfer geben soll oder nicht; sie sollen sein, aber nicht stinken. In Lana läuten die Glocken zu laut usw. Wieweit gingen da Ihre Zugeständnisse?
- K Auch wir haben einen Misthaufen hier, aber unsere Fremden sagen: „Der riecht ja gar nicht“. Und wen die Glocken stören, der soll ausziehen aus der feuchten Wohnung.
- A Kürzlich schrieb die Zeitung von einer glücklichen „Symbiose“ am Algunder Dorfplatz: Kirche und Fremdenzirkus (eine Art Vereinshaus, Kulturzentrum), Pfarr- und Bankhaus, daneben die Schenke, alles vom gleichen Architekten. Fühlt sich der Pfarrer in dieser Symbiose weniger gut? Und was sagen Sie zur neuen Kirche selber?
- K Die Kirche selber ist als moderne Kirche im großen und ganzen gut, sie hat eine Atmosphäre, alle Einzelheiten sind auch mir nicht recht, aber von den Kurgästen wird sie zu



- 90% gelobt. Es werden nicht viele sein, die der unseren nahekommen.
- A Auch nicht jene von Kastelbell?
- K Na, na, da schau ich gar nicht hin! Sehen Sie, was die Behörden verbrechen, z. B. die Haushaltsschule in Kortsch. Man muß viel strenger an die Tradition anknüpfen.
- A Herr Kiem, vom echten Burggräfler sind äußerlich immerhin noch der blaue Schurz und der Ohrenbart übriggeblieben und an religiösen und profanen Prozessionen die Tracht. Ist innerlich auch noch einiges da?
- K Was den Ohrenbart betrifft, war ich in Algund ein Pionier.
- A Ja, die Bärte kommen und die Schürzen gehen...
- K Wenn Sie trachtenkundlich etwas versiert sind, der blaue Schurz ist erst kaum 100 Jahre alt und noch nicht in alle Täler hinein verbreitet, vielleicht kommt er erst richtig. Wir im Verein haben immer wieder versucht, die Leute zum Tragen der Trachten zu bewegen, aber sie laufen lieber in blue jeans herum, es ist zum Verzweifeln.
- A Ja wenn das alles nicht mehr von innen kommt...
- K Wir Tiroler müssen versuchen, den Schein zu wahren, den Schein. Unser Volk ist ein weiches Volk geworden, fast wäre nicht schade, wenn es unterginge; wenn Sie bedenken, die Härte dieser Iren z. B., da wären wir eine weiche Bruderschaft. Schauen Sie, wo ist der Tiroler irgendwie noch echt geblieben als mit dem Stimmzettel? Aber sonst diese Feigheit, dieses w..... Radebrechen in den Postämtern und überall...
- A Und nun fahren die Bauern im Mercedes herum.
- K Der Obstbauer geht, der Obstfarmer kommt, aber wenn wenigstens der Schurz noch... Ja, was soll man machen, die Geistesrichtung wird zwar leiden...
- A Kennen Sie den neuen Luis-Trenker-Film?
- K Den hat er ganz gut gemacht, sicher ein cleverer Geschäftsmann, aber halt der bekannteste Südtiroler in deutschen Landen.
- A Diese Verkehrswerbung macht das bischen Urwüchsigkeit, die Almromantik mit Plumpsabort, ja sogar die Armut selber noch zu Geld. Was tut da der Heimatschutz?
- K Ach, was ist der Heimatschutz! Die haben nicht die Sicht...
- A Noch einige Fragen über die Freskomaler und die Musik: Von den Leuten wie Prünster, Pingera, Ebensperger, Schönweger, Scherer, Thomele usw., wen halten Sie für den besten, ich meine vom Gesichtspunkt des Landschaftschutzes aus?
- K Einige wie der Ebensperger sind studierte Menschen. Die übrigen kommen aus Berufsschulen. Ich bin halt immer für die deutsche Schrift, es soll wenige Völker auf der Erde geben, die eine eigene Schrift haben. Schönweger versucht schon figurale Sachen, aber...
- A Sind Sie mehr für abstrakte?
- K Na, na, das nicht, aber Figuren machen ist eine gefährliche Sache...
- A Was die Musik betrifft, darf sich da eine Dorfblaskapelle an klassische Musik...
- K Was heißt klassische Musik, wer spielt denn klassische Sachen, das sind keine Klassiker, ein Wagner, Verdi, Strauss...
- A Oder sagen wir z. B. barocke Orchestermusik oder auch Overtüren...
- K Ja Overtüren, wenn sie geeignet sind, kanns nicht schlecht sein...
- A Ist Sepp Thaler ein bedeutender Komponist?
- K Das kommt auf die Rangordnung an, die Sie meinen. Blasmusik hat in der ganzen Welt einen großen Aufschwung genommen und die lenkt man bei uns zur Originalmusik hin, da sind Experten wie Thaler usw. ... Es gibt nicht genug Kompositionen die etwas heißen.
- A Herr Kiem, halten Sie das Erscheinen einer neuen Kulturzeitschrift wie ARUNDA in Südtirol für überflüssig?
- K Was soll ich sagen, der X läßt sie jedenfalls schon irgendwie leben, werden schon einige Spezi's dabei sein.
- A Herr Kiem, ich danke Ihnen für das Interview.
- K Ja, da haben Sie nicht viel herausgefunden.





Dr. Erwin Kolarczyk lebt in Marling; er ist Arzt, Vegetarier, praktiziert aber nicht mehr, wenigstens nicht in der üblichen Form. Er hat sich die Bekämpfung anderer Mißstände vorgenommen. Dazu stellt er noch immer seine Diagnosen, aber seine Therapien sind nicht mehr danach ausgerichtet, seinen Patienten zu helfen — es sind Heilpraktiken, die ihm, wie auch seine früheren Methoden, verweigert werden.

*„Das richtige wäre Schwitzen gewesen. Statt dessen sagte der Chef, auf eine Anfrage dieserhalb von mir: Das ist eine Lipoidnephrose — da kann man mit dem Schwitzen nichts machen. Es wäre gefahrlos gewesen, mindestens. Nein, es hätte geholfen.“*

*„Diese Methode — salzfreie Diät — hatten die Leute von mir gelernt, vorher war sie nicht da. (Ich bin ein Erneuerer der Medizin in Meran gewesen, Schwitzen und salzfreie Diät habe ich eingeführt — ich habe überhaupt die Medizin eingeführt... vorher war nur Quacksalberei...).“*

*„Wie einfach! Citrosodina gab man gegen Erbrechen. Einer Frau, wo auch das nichts half, gab ich folgende Anweisung: Besorgen Sie sich etwas Wein vom Kaplan (der hat ihn verkauft), ein Glas Wein, halb mit heißem Wasser verdünnt, ein Teelöffel Zucker. Dottore, sagte sie ein paar Tage später, ich habe den Wein genommen — Dann habe ich noch EINMAL gebrochen, danach nicht mehr.“*

*„Das hat wahrscheinlich niemand gemacht, als ich. Da hat sich niemand belehren lassen. Die sind mit dem Diplom, das sie an der Universität erhalten haben, für ein weiteres Forschen kastriert. Ich habe mir in weiterer Folge dann eigens den Kinnbart wachsen lassen (Bitte die Kolleginnen um Vergebung, die das nicht können), um die Materialien besser zu erkennen. Damals wußte ich noch nicht, was man kann. Aber vom Bart an war ich, was ich wollte sein... Kein Mann, sondern ein Meister.“*

Den Bart trägt er immer noch. Das gibt ihm das Aussehen eines ehrwürdigen, alten Mannes, aber das täuscht; er ist kein gütiger Greis, schon eher ein wütiger, vor allem dann, wenn es darum geht, über „Regierende“ herzuziehen.

Er malt „Portraits“. Den Menschen, wie er ihn sieht — chromatische Psychogramme. Aber er kann einen Menschen nur portraituren, wenn er ihn für „gut“ hält. Für die „Bösen“ hat er andere Ausdrucksmittel. Er verspritzt seine Mittel jetzt in größeren Dosen, um den „Patienten“ zum Schwitzen zu bringen.

*„Lauter Delinquenten am Ruder!! Der eine reißt unter Denkmalschutz stehende, gesunde 1000-jährige Herrschaftsgebäude ab, die niemand im Wege sind, der andere bestiehlt das Volk im Ganzen und im Einzelnen, wie man hört, und darf dann weiterregieren...“*

*„Die Pest zieht schon wieder über die Untermaiser Linden her. Bald werden nur noch Stangen übrig sein von Meran.“*

*„Wer lebt in Meran gut?? Die Kaufleute und die Wirte. Dabei bildet man sich auf den Fremdenverkehr etwas ein. (Und muß ihm zuliebe sämtliche uralten Ansitze und ältesten Burgen — abreißen — was tut man nicht alles, dem Fremdenverkehr zuliebe!!).“*

*„Dazu hat man auch die Kinderkaserne gemacht, die man dann groß als Kindergarten ausgibt, wo kein Halm Gras dabei ist, viel weniger ein Garten.“*

Er entwirft Pläne für Kindergärten und Krankenhäuser, für eine Neutrassierung der Brennerbahn (die er an die Deutsche Bundesbahn schickt). Er kämpft um alte Häuser und Bäume mit bösen Worten und mit „reinem Herzen“ und reagiert so den Zorn über seine Ohnmacht gegen die „Obere“ ab.

*„Was man früher gemacht hat, scheint alles nichts zu sein, was man brauchen kann, wird abgerissen, was unbrauchbar ist, bleibt stehen.“*

*Es gibt keinen Menschen mehr in Südtirol, DER ETWAS KANN!! Lauter Ungelernte regieren. Sonst würde der MERANERHOF und Anderes noch stehen. Mord ist heute übergegangen auf Gebäude und auf Pflanzen. Käme einer von Uganda daher, er müßte sagen: Südtiroler, ihr seids Trottel.“*

## DIE SICHTBARKEIT DER IDEE DES PLATON

*Gewaltigen Eindruck haben mir im Spital Meran die Gesichter zweier Patienten gemacht. Ich schaute dem einen immer auf die Stirne, dem anderen, der so viel mit mir sprach, immer auf das ganze Gesicht. Warum wohl?? Darüber habe ich lange nachgedacht. Schließlich kam ich darauf, daß sie „es“ dort haben, wo man hinschaut, wo ich also gewohnheitsmäßig hinschaute. Aber was ist dieses ES??*

*Bei Gelegenheit lernte ich Sirio PIOVESAN in Bozen kennen. Er war Professor am Konservatorium, für Violine, und Violin-Konzertsolist. Er saß vor mir in seiner Wohnung. Ich sah auf seinem Haupte zwei Hörner glänzen, in der Luft, die wie Glas schimmerten, durchsichtig und farblos. Ich sagte ihm das. Er hat geantwortet: Ich habe die *facoltà di trasmettere*, ich übertrage meinen Willen auf die Musiker, die mit mir spielen.*

*Mit dem Kooperator Moroder und seinem Chef, Pfarrer Rier, kam ich in Marling zu reden und erzählte ihnen, was ich gesehen habe. Moroder sagte: Das steht in der Bibel auch. Moses hat Hörner gehabt.*

*Ich erkannte dann mehrere Hörner, die sich in meinem Berufsleben boten. Schließlich kam ich darauf, daß die Hörner, die man in der Luft sah, und die innerhalb der Menschen zu sehende Bedeutung ein und dasselbe waren: es war ein Herrsch-Organ. Wir erkannten dann, daß das das Organ der Veranlagung ist. Alle diese Forschung habe ich alleine gemacht und wurde von niemand unterstützt, wobei aber die Diskussion natürlich auch wertvoll war.*

*Eines Tages ging ich spazieren und erkannte, wie man die Kräfte sehen kann, die zu schwach sind, uns selbst in die Augen springen zu können. Ich machte ein GESUNDHEITS-FERNROHR, das ist eine gerollte Zeitung, mit der man die Leute anzuschauen hat. Ohne weitere optische Mittel begrenzt sie das Feld und schließt seitliche Strahlungen aus. Damit sieht man sehr gut die Kraft des „es“ bei jedem, diese herrschende Kraft, die zugleich Gesundheitskraft ist. Mit diesem habe ich dann gearbeitet.*

*Eines Tages war im Kurhaus ein Kongreß, bei dem das Wort „antro di Platone“ fiel. Da wurde mir blitzartig bewußt, daß mein Gesundheitsfernrohr eine „Höhle des Platon“ ist. Da mußte also die Kraft, die ich sehe, d. h. die man damit sieht, identisch mit der Idee des Platon sein!! Gewiß ist es so. Man war schon darauf gekommen, daß die Herrschkraft auf den Denkmälern der Ägypter stand, daß die Erzengel dasselbe waren wie sie, im Detail, nämlich jede ihrer Wirkungen ein Erzengel. Was hatten die Griechen dazu zu sagen? Da war die Lösung. Sie erkannten es als Philosophie, d. h. als Wissenschaft!! Platon sagt in der *Politeia*, daß man die Idee nicht mit den Augen sieht, sondern mit dem Denken. Das ist es ja: Man muß denken, wo die Augen bleiben. Platon will die Kraft innerhalb des Menschen, die Idee innerhalb des Substrates haben. Die Erforschung der Kraft im Einzelnen ist die Dialektik. Leitkraft und Platons Idee sind identisch. Die Idee Platons sieht man!!*

Dr. med. E. KOLARCZYK ...  
in Marling bei Meran



## ZERSTÖRUNG UND LANDWIRTSCHAFT

„Die Zeit vergeht und die Weisheit bleibt. Sie wechselt ihre Formen und Riten, aber sie beruht zu allen Zeiten auf demselben Fundament: auf der Einordnung des Menschen in die Natur, in den kosmetischen Rhythmus“. (H. Hesse)

Zum schönsten Frühlingserleben in unserer Landschaft gehören die blühenden Obstbäume. Man wird feierlich und andächtig gestimmt, wenn man diese Wunder der Natur von einer Anhöhe aus betrachtet. Die Wirkung auf unsere Seele ist so gewaltig und überzeugend, daß alle störenden Gedanken dabei verdrängt werden.

Aber wie täuschend dieses Bild ist, sagt uns beispielsweise das Buch der amerikanischen Biologin Rachel Carson „Der stumme Frühling“. Das Buch beschreibt die Folgen für die lebendige Natur und die Menschen, die von den meisten Schädlingsbekämpfungsmitteln, die heute allgemein im Obst- und Gartenbau verwendet werden, verursacht sind. Es erklärt die Wirkung dieser Gifte, die durch die Ernährung in unseren Körper eindringen: sie hemmen unsere physische und denkrische Kraft, sammeln und konzentrieren sich in Organen wie Leber und Herz und bereiten den Weg für den Krebs vor. Es werden weiter im Buch wissenschaftlich grobe Veränderungen in der Molekularkomposition der Pflanzen nach solch einer Giftspritzung festgestellt. Äußerliche Veränderungen kann übrigens jeder von uns feststellen, wenn er eine Obstwiese betritt, wo regelmäßig Gift und Kunstdünger verwendet werden: unter den Bäumen ist das Gras durch den Einsatz von Herbiziden gelb, verbrannt und es können überhaupt nur noch vereinzelte Arten von Gräsern gedeihen. Wie sich dieser Eingriff auf die Bodenflora auswirkt, ist noch lange nicht geklärt. Oder: unmittelbar nach einer Phosphorester-Spritzung scheint alles Leben aus einer Obstanlage gewichen zu sein. Es riecht penetrant nach Chemie. Es ist, im Ganzen, ein düsteres Bild von Stille und Tod! Und aus dieser Erde soll noch etwas Gesundheitsspendendes hervorgezaubert werden? Jeder wird einsehen müssen, daß in solch einer Situation alle Ernährungstheorien und Diäten nicht mehr gültig und normal anwendbar sind. Die Äpfel, die Karotten, die Kartoffeln, die wir auf dem Markt kaufen, haben nicht mehr den Nährgehalt wie er aufgrund von Analysen errechnet wurde. Der angenommene Wert eines Gemüses, das uns ein Arzt im guten Glauben verschrieben hat, kann total verändert sein durch jene Pflan-

zensschutzmittel, die beim Anbau dieses Gemüses Verwendung fanden. Neulich sind sogar bei Tieren in der Antarktis Giftrückstände festgestellt worden. Viele Vögel sind Insektenfresser: sie werden durch Gifte bedroht, auch bei uns. Es sind also nicht nur die Italiener, die ihren Beitrag zur Zerstörung der Vogelwelt leisten!

Durch die sogenannte Rationalisierung in der Landwirtschaft werden Teiche und Hecken beseitigt und zerstört. Die Vögel und Igel und die vielen Kleintiere verlieren Leben und Wohnstätte. Alles kündigt von der Kurzsichtigkeit der Menschen, die damit die eigene Lebensmöglichkeit immer mehr verkleinern. Das kündigt insbesondere aber auch von der Dummheit und Kurzsichtigkeit der Politiker, der Wissenschaft und der Beratung, die, mit wenigen Ausnahmen, diesen Zustand des stetigen Niedergangs durch ihr Tun und Lassen erst heraufbeschworen haben. Diese Zusammenhänge werden ja heute vielen sichtbar.

Die Interessenverflechtungen mit der chemischen Industrie werden immer deutlicher. Diese Industrie bringt jedes Jahr Hunderte von Giftpräparaten auf den Markt. Diese Gifte werden nach einigen oberflächlichen Versuchen an Tieren von der Wissenschaft als harmlos erklärt, von den zuständigen Regierungsstellen genehmigt, von den Bauern verspritzt und von uns in der Suppe gegessen. Später stellt sich heraus, daß manches gar nicht so harmlos ist. Prof. Hannes an der Lan hat z. B. das Präparat Keltane, das von der Industrie als unschädlich erklärt würde in minimalen Dosen, wie es auf Obst und Gemüse vorkommt, dem Futter für Ratten beigemischt. Er bemerkte keine Veränderung bei der ersten und bei der zweiten Generation, bei der dritten Generation stellte er aber Haarausfall, Nanismus und Körpermißbildungen fest. Da kann man sich nur fragen, was aus uns wird, aus unseren Kindern und Enkelkindern, wenn die Menschheit so weitertun wird.

Die Monatszeitschrift „Jedermann“, schrieb schon vor drei Jahren in einer ihrer Ausgaben: „... Wir gehen, wenn wir so weitermachen, wie bisher, unvorstellbaren Katastrophen entgegen. Der informierte Teil der Menschheit ist sich darüber im Klaren. Wissenschaftler warnen unaufhörlich. Und doch sind alle diese Informierten ohnmächtig gegenüber der Manipulation der heute führenden Kreise, die bewußt darauf abzielt, diese Gefahren zu verniedlichen, zu verharmlosen. Die Massen-

und Illustriertenpresse ist es, die gelesen wird. Man wünscht in einer Traumwelt zu leben. Die Alarmrufe der Wissenschaftler verhallen, weil für die Verbreitung von Wahrheiten das System ganz bewußt völlig ungenügende Informationsmittel zur Verfügung stellt."

Und Prof. Dr. Hugo Schanderl schreibt: "...Der wahre ‚Schädling‘ der Natur ist der Mensch, die Natur schadet sich nicht selbst, sie versucht mit den sog. „Schädlingen“ lediglich die Harmonie und das Gleichgewicht des Lebens wieder herzustellen und die Vielgestaltigkeit des Lebens zu erhalten, die der Mensch mit seinen pflanzlichen Monokulturen ständig stört.

Wenn der Mensch die Stumme und das Wollen der Natur nicht versteht oder verstehen will, zerstört er mit der Zeit unweigerlich seine eigenen Lebensräume und seine Möglichkeiten zu leben. Es kann nicht mehr so weitergehen mit der Zersiedelung und Zementierung der Landschaften, der Versperrung der Flüsse und Seen mit Abwässern und der Atemluft mit Industrie- und Autoabgasen. Das bisherige rein materialistische Denken muß abgelöst werden durch einbiologisches Denken, sonst geht die ganze Menschheit, zuerst die Wohlstands- und Industrienationen, einer Katastrophe entgegen."

Die Landwirtschaft ist immer mehr von der Industrie abhängig und von ihren nur nach Profit und Geldgier hinielenden Ideen beeinflusst. Immer mehr Bauern vergessen, daß die Erde, der Humus, die Pflanzen, die Tiere und der Mensch dem gleichen großen biologischen Zyklus der Natur angehören und daß, wenn ein Glied vergiftet oder zerstört wird, bald der ganze Zyklus dem gleichen Schicksal unterliegt.

In seinem Buch: „Die Fruchtbarkeit der Erde“ sagt E. Pfeiffer u. a.: „Für die Zukunft wird es ausschlaggebend sein, ob die auf dem Lande tätigen Menschen nur Erwerbsinteressen verfolgen oder sich zugleich als Mittler zwischen Natur und Mensch verstehen. Die bäuerliche Tätigkeit ist dazu veranlagt, als Beruf im eigentlichen Sinne des Wortes gelebt zu werden. Sie hat in dieser Beziehung manches gemein mit Berufen wie etwa dem des Arztes oder des Erziehers. Man sollte persönlich engagiert sein."

Alles ist vielleicht noch nicht verspielt. Es gibt im Ausland eine größere Anzahl von landwirtschaftlichen Betrieben (in Italien sind es leider noch sehr

wenige) die in der Lage sind Pflanzen-, Garten- und Obstbau zu betreiben ohne Gifte und Kunstdünger zu verwenden. In diesem naturgemäßen, biologischökologisch ausgerichteten Land- und Gartenbau richtet sich das Augenmerk auf die vielfältigen innigen Zusammenhänge, die zwischen der Bodenlebewesenwelt, den Pflanzen und den Tieren im und über dem Boden bestehen. Die Harmonie des Bodenlebens bildet die Grundlage für ein gesundes Gedeihen der Pflanzen. Durch die Pflege des Bodens, durch die naturrichtigen Maßnahmen der Bodenbearbeitung, der Bodenbelebung, der Düngung und der Fruchtfolge erreicht man, die Kulturen vor Krankheiten und Schädlingen zu bewahren.

Es gibt verschiedene organische, biologische und biologisch-dynamische Anbauweisen. Die verbreitetste Methode in Deutschland, Schweiz und England ist die Biologisch-Dynamisch Wirtschaftsweise. Als Dr. Rudolf Steiner, der Gründer dieser Methode, 1924 gelegentlich der Abhaltung eines „Landwirtschaftlichen Kurses“ ausrief: „Am Pflanzenwachstum ist der ganze Himmel mit seinen Sternen beteiligt!“, wurde damit ein völlig neuer Weg gewiesen. Der eigentliche Unterschied zu anderen, insbesondere „biologischen“ Anbauweisen, liegt in der bewußten Einbeziehung des kosmischen Umkreises und der praktischen Handhabung seiner Rhythmen. Die Rhythmen fußen auf überlieferten Bauernregeln, sind jedoch in ihrer umfassenden praktischen Anwendbarkeit das Ergebnis einer jahrzehntelangen exakten Forschung. Die Rhythmen werden heute in Form eines übersichtlich gestalteten Kalenders angeführt „nach dem jeder Praktiker arbeiten kann.

Alle Maßnahmen der Biologisch-Dynamischen Wirtschaftsweise zielen auf die Erzeugung von „echten Lebensmitteln“ ab. Dabei sind nicht nur gute Erträge die Regel, sondern die Pflanzen können zugleich eine Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten und Schädlinge entwickeln, die direkte Bekämpfungsmaßnahmen unter Verwendung von Giftstoffen entbehrlich macht.

Voraussetzung hierfür ist allerdings die Verwendung von Dungstoffen, die überwiegend aus dem Kreislauf des Betriebes stammen oder als Handelsdünger aus organischen oder natürlichen mineralischen Vorkommen hergestellt sein müssen. Ausgeschlossen ist die Verwendung synthetischer Stickstoffverbindungen, leichtlöslicher Phosphate sowie reiner und chlorhaltiger Kalisalze, weiter

aber auch von unvergorener Gülle, Klärschlamm und Müllkompost. Die bisher zumeist rein gefühlsmäßig begründeten Bedenken der Anhänger der Biologisch-Dynamischen Wirtschaftsweise gegen leichtlösliche Mineraldünger, speziell mineralischer N-Dünger, findet eine Unterstützung von wissenschaftlicher Seite in dem 20-Jahre-Tätigkeitsbericht der Bundesanstalt für Qualitätsforschung pflanzlicher Erzeugnisse, Geisenheim/Rheingau. Der Direktor dieser Anstalt, Prof. Dr. W. Schuphan, schreibt dort auf Seite 60: „Ein Übermaß an mineralischer N-Düngung bedingt aber auch hohe Nitratgehalte in nitratspeichernden Nahrungspflanzen, z. B. im Spinat. Solcher Spinat, an Säuglinge und Kleinkinder verfüttert, kann durch entstehendes Nitrit lebensbedrohende Kreislaufzusammenbrüche und Methämoglobinämie hervorrufen.“

Bei der Biologisch-Dynamischen Methode machen alle Dungstoffe einen Kompostierungsprozeß durch mit einer durch Heilkräuterzusätze gesteuerten Rotte. Der Rindermist nimmt dabei eine hervorragende Stellung ein, aber auch alle anderen tierischen und pflanzlichen Abfälle werden verbraucht.

„Gespritzt“ wird auch im Biologisch-Dynamischen Anbau. Jedoch hat das nichts mit Giftanwendung zu tun: Vor Aussaaten und Pflanzungen wird das „Hornmist“-Präparat auf den vorbereiteten Boden zur Impfung ausgebracht und später, bei fortgeschrittenem Wachstum, wird das „Hornkiesel“-Präparat zur Unterstützung der Reifevorgänge durch Anregung der Licht-Wärme-Aufnahme auf die Pflanzen versprüht.

Zur Hebung der Bodenfruchtbarkeit gehört selbstverständlich auch die Fruchtfolge und eine sorgfältige Bodenbearbeitung, welche dem Aufbau des Bodenlebens dienen.

Durch regelmäßige Bodenuntersuchungen werden die Ergebnisse einer solchen Bodenpflege sichtbar. Die dabei nachweisbare Steigerung des Anteiles an Humus im Boden zeugen von der Bewährung dieser Wirtschaftsweise, besonders, wenn man weiß, daß im üblichen Anbau weithin Verschiebungen in Richtung auf Disharmonie, Verarmung des Bodenlebens und Humusschwund die Regel sind.

Die nach Biologisch-Dynamischer Methode arbeitenden Betriebe sind in Verbänden organisiert. In Deutschland z. B. im Demeter-Bund mit Sitz in D-7000 Stuttgart 75, Wellringstr. 24. Dieser gibt zur Information zweimal jährlich die „Demeter-Blät-

ter“ heraus, die auf Anforderung kostenlos zugesandt werden.

Der „Forschungsring für Biologisch-Dynamische Wirtschaftsweise“ mit Sitz in D-61 Darmstadt-Land 3, Baumschulenweg 19, gibt die Zeitschrift „Lebendige Erde“ heraus.

Nach all dem gelieferten Material zum Beweis für die Bewährung der Biologisch-Dynamischen Wirtschaftsweise ergibt sich die Frage, warum diese nicht mehr, ja überall verbreitet ist. Die wichtigste Antwort darauf ist: Qualität!

Die übertriebenen Anforderungen nach höchster „Qualität“ (beim Apfel beispielsweise: glattschalige, farbtypische, großfallende Ware), berücksichtigen nicht den gesundheitlichen- und den Nahrungswert, der eben durch Giftspritzungen und Kunstdünger weitgehend verloren geht. Dieses hochgeschraubte Qualitätsbewußtsein vor allem beim bundesdeutschen Verbraucher, aber auch die Bevorzugung der Supermärkte nach möglichst einheitlichem (Größe) und schalenreinem Obst ist es, was viele Anbauer davon (noch) abhält, rein biologisch-dynamisch vorzugehen. Eine große Rolle spielt auch der Ertrag, der durch die traditionelle Schädlingsbekämpfung zumindest ebenso konstant gehalten werden konnte.

Trotzdem: es ist, wie heute allerorten, sehr viel Manipulation im Spiel. Die großen Konzerne haben das Monopol der Information, sie bestimmen die Wahrheit, und wenn überhaupt einmal über die Biologisch-Dynamische Wirtschaftsweise geschrieben wird, ist es nur, um diese zu bagatellisieren oder lächerlich zu machen. Man kann in vernünftigen Artikeln lesen, daß ohne Giftpräparate die Menschheit längst an Hunger gestorben wäre und Dinge wie Biologisch-Dynamische Wirtschaftsweise nur etwas für verrückte Leute sei. Dabei wird verschwiegen, daß die weltweite Nahrungsmittelproduktion nach chemisch-physikalischen Gesichtspunkten auf die Dauer nicht — wie immer behauptet — den Fortbestand der Menschheit sichern kann, sondern bis heute bereits diesen Fortbestand ernsthaft in Gefahr gebracht hat.

Hoffentlich wird's immer genügend Verrückte geben, denn wie Hermann Hesse sagt, „der Vernünftige fühlt sich der Natur und der Kunst gegenüber stets unsicher. Bald blickt er verächtlich auf sie herab, bald überschätzt er sie abergläubisch. Er ist es, der die Millionenpreise für alte Kunstwerke zahlt oder Reservationen für Vögel, Raubtiere, Indianer einrichtet“.

Stani Zgaga





UMRECHNUNG'S  
TABELLE

LIRE	DM
1.000,-	2,-
3.000,-	3,-
4.000,-	6,-
5.000,-	7,-
6.000,-	8,-

ANTI-Baby-LOOK!  
Frau & mal  
AND  
GESCH



## EINE REISE INS LAND DER TROLUSSI

Herr Bröselknopf sah sich in der Gegend um: Herrlich, dachte er, nichts als Gegend, wohin man auch schaut! Kein Büro, keine Fabrikschlote und nichts, was sonst sein abenteuerliches Urlaubsgefühl gestört hätte! Neben ihm stand seine Frau Hermine, in der einen Hand hielt sie das Fernglas, in der anderen ihren gemeinsamen Sohn Uwe. Hergekommen waren die drei, weil ihnen Mallorca nicht mehr gefallen hatte, sie schon zum 7. Male in Tunis gewesen waren und überdies auf den jährlichen Indienreisen Uwe immer Durchfall bekam. So hatte man diesmal den Neckerstadt-Turistenunion-Katalog nach anderen Zielen durchblättert. Herr Bröselknopf als vielbeschäftigter Mann (Durchsicht städtischer Gasleitungen) war gleich beim A = Abenteuerreisen stehen geblieben. Da bot sich ein noch nahezu unentdeckter Stamm an, der Stamm der Trolussi: Geschmückt mit blauer Schürze, in der Hand ein gefülltes Weinglas, so gab der auf dem Prospekt abgebildete Trolussi-Indianer ein einladendes und gar nicht kannibalisches Bild ab. Im Prospekt wurde außerdem viel Romantik angepriesen. Für einen kleinen Aufschlag könne man außer Sonnenschirmen, Freßpaketen, Weintrauben u.s.w. auch kleine Leitern zum nächtlichen Einstieg bei den Trolussimädchen ausgeborgt erhalten.

Bröselknopfs waren also gereist. An der Grenze kurzer Aufenthalt. Die ersten Sprachschwierigkeiten. Man glaubte, bereits im Lande der Trolussi zu sein, obwohl weit und breit noch kein Stammesangehöriger zu sehen war. Die Zollbeamten waren von der Zentralregierung gestellt; sie gehörten ganz verschiedenen Stämmen an und sprachen einen ganz anderen Dialekt, in dem das Wort „Porcamiseria“ immer wiederkehrte. Bröselknopf schloß daraus, daß dies der Name eines Stammeshäuptlings sein müsse. Ohne Rast ging es weiter bis in den ersten Kral. Vergebens wartete Bröselknopf auf die schürzengeschmückten und weinglasschwingenden Trolussi. Hatte er doch auch gehört, daß sie für ein kleines Entgelt einen seltsamen Tanz aufführten, bei dem die Fußsohlen mit den Händen berührt würden.

Spät abends kamen Bröselknopfs in dem für sie bestimmten Quartier an. Der Wigwam war dunkel und außen und innen vom Zahn der Zeit geschwärzt. Sie wurden in eine hölzerne Stube geführt. Die Fenster waren klein, damit die Geister nicht hineinkonnten; sie hätten wegen der vielen Touristen auch sowieso keinen Platz in der Stube gehabt. In einer Ecke hing ein Schrein des Vogelgottes, auf den Bröselknopf übrigens immer wieder stieß. Er schien von allen Trolussi einfrig verehrt zu werden. Pünktlich alle Viertelstunden begann ein grauenvolles Schnurren, ein winziges Türchen öffnete sich, der Vogelgott erschien und rief laut „kuckuck“. Als Bröselknopf sich aufmachte, einen stillen Ort zu suchen, begegnete ihm der erste Trolussi. Es war ein steinalter, langbärtiger Mann, der tatsächlich den blauen Schurz der Trolussi trug. Er murmelte etwas in seinen

Bart, das wie „Gringo“ klang, Bröselknopf identifizierte es als Beschwörungsformel. Über den blauen Schurz wußte er zwar nicht viel, doch immerhin so viel, daß Blau eine apotropäische Farbe war, bereits von den alten Ägyptern dazu benutzt, den bösen Blick zu bannen. An einem Tisch in der Stube waren Trolussi zusammengekommen. Sie saßen gemeinsam um eine große Schüssel voll Brühne, aus der sie sich schwimmende Kugeln holten. Bröselknopf verschoß drei Fotos. Hermine würde später ins Album eintragen: Trolussi beim großen Kugelessen. Feuerwasser wurde gereicht, dazu rotes Fleisch, das mit Dolchen geschnitten wurde. Bröselknopf hat Fleisch und Dolch gefilmt, dazu die Gesichter der Trolussi-Indianer mit den typisch roten Nasen und der Friedenspfeife im Mundwinkel.

Er trägt inzwischen auch eine blaue Schürze, schwingt das Weinglas und macht, wenn er Landsleute sieht, „holladido“ (trolussische Begrüßungsformel). Seinen Rasierpinsel trägt er jetzt auf dem Hut. Im Prospekt hatte er gelesen, daß dies so Sitte sei im Trolussiland.

Am nächsten Tag ging es auf die Fotopirsch. Da die Safariführer schon alle vermietet waren, machte sich Familie Bröselknopf selbständig auf Motivsuche. Über steile Halden erklommen sie, in eine Seilbahnkabine gepfercht, die Einsamkeit. Nachdem sie diese erreicht hatten, auf dem Rastplatz die Coca-Cola-Flaschen, Butterbrot-papiere, Nylonsäckchen zur Seite geschoben waren, besahen sie sich die Gegend von oben. Wiederum nichts als Gegend! Auf allen Seiten! Fern sah man ein Häuschen liegen. Bröselknopfs beschlossen, dort die unverfälschte Natur zu filmen. Man brach auf, warf Eier-, Bananen, Orangenschalen, den Rest der mitgebrachten Konservendosen und alles, was den leichten Gang sonst noch beschwerte, unter sich und stieg auf in die immer befreitere Natur. Vor dem Eingang der Hütte stand ein Trolussimädchen (ohne blauen Schurz; im Prospekt stand nämlich, daß ihn nur die Männer trügen). Das Mädchen hatte die drallen Arme in die Hüften gestemmt und rief „Holladido!“ (3 Dias und anderhalb Filme). Vor der Hütte ein dreibeiniger Schemel, im Innern die Muspfanne, eine Strohschütte, zwei Flaschen Wein, ein Flasche Feuergeist, alles malerisch drapiert (Blitzlicht nicht vergessen!). Hinter dem Haus ein „Tel“ (so benennen Archäologen Aufschüttungen aus Kulturrückständen). Auf dem Tel ein Vogelgott oder dessen Nachbildung, der laut „kikeriki“ rief. Bröselknopf verstand: Nur in den Stuben rufen sie kuckuh. Das mußte liturgische Gründe haben. Nacheinander bestieg man das kleine Häuschen auf dem Tel und opferte (kein Foto).

Bröselknopfs hatten gelesen, daß das Trolussiland ein Paradies für Schnittblumen wäre. Man hatte sich gestärkt — zurück blieb eine Flasche Wein, kein Feuerwasser. Die Schnittblumenjagd war amüsan. Bröselknopf voraus, den Kofferradio in der Hand schwingend, zu fröhlichen Klängen rauften Frau und Sohn alles, was gelbe, blaue oder rote Köpfe hatte. Zum Schluß ein Foto: Drei Kilo Schnittblumen erbeutet! Die wurden zwar beim Heimgehen beschwerlich und verschönten nun den Straßenrand; das Dia aber blieb (schon 34mal vorgeführt).

Am Sonntag wurden Bröselknopfs ebenfalls Zeugen eines seltenen Ereignisses. Eine Fehde zwischen zwei Dörfern war anscheinend ausgebrochen. Bröselknopfs sahen die männliche Bevölkerung ihres Dorfes auf dem Kriegspfad. Voran schritten Männer, die mit Blech, Holz und grimmi-gen Gesichtern einen fürchterlichen Lärm machten. Wahrscheinlich wollte man die bösen Geister auf das Nachbardorf zutreiben. Dahinter marschierte die bewaffnete Wehr. Die Vorderlader gingen unmittelbar auf Winnetou zurück. Es war ein erhebendes Gefühl! Viele der Männer trugen Straußenfedern auf dem Kopf (anscheinend wurde der Strauß hier als Kriegsgott verehrt!). Einige von ihnen trugen riesige Fahnen, vielleicht als Schutz, wenn's mal regnet? Die Damen neben den Fahnen hatten Fässer an den

Leib gebunden. Darin mußte irgendein Aufputzmittel sein. Bröselknopf fand sie für einen Kriegszug viel zu schade, so appetitlich sahen sie aus (Frau Bröselknopf läuft inzwischen auch in Kleidern Marke „Tenderin“ herum). Dia 205 zeigt die hübscheste dieser Damen. Frau Bröselknopf hatte sogar ihren Namen erfahren und schrieb ihn unten aufs Dia: Volk Lore.

Nach 5 Tagen der Aufbruch. Bröselknopfs Mercedes war vollbeladen mit Antiquitäten, alten und jungen. Alles abgehakt: Heimatabend mit 50 Dias, Trolussi beim Tanzen, Trolussi privat, Trolussi bei der Arbeit (wie romantisch!). Alles noch so einfach und noch so herrlich primitiv!). Schließlich hatte man gehandelt, alle Preise gedrückt: Trolussi brauchen doch kein Geld bei der herrlichen Natur! Bis 3 Uhr war man immer wach gewesen, hatte Lieder von Wein, Weib und Gesang geschmettert, — die Trolussi gehen anscheinend früher schlafen — 5 mal war der Wirt gekommen, einfach amüsam!

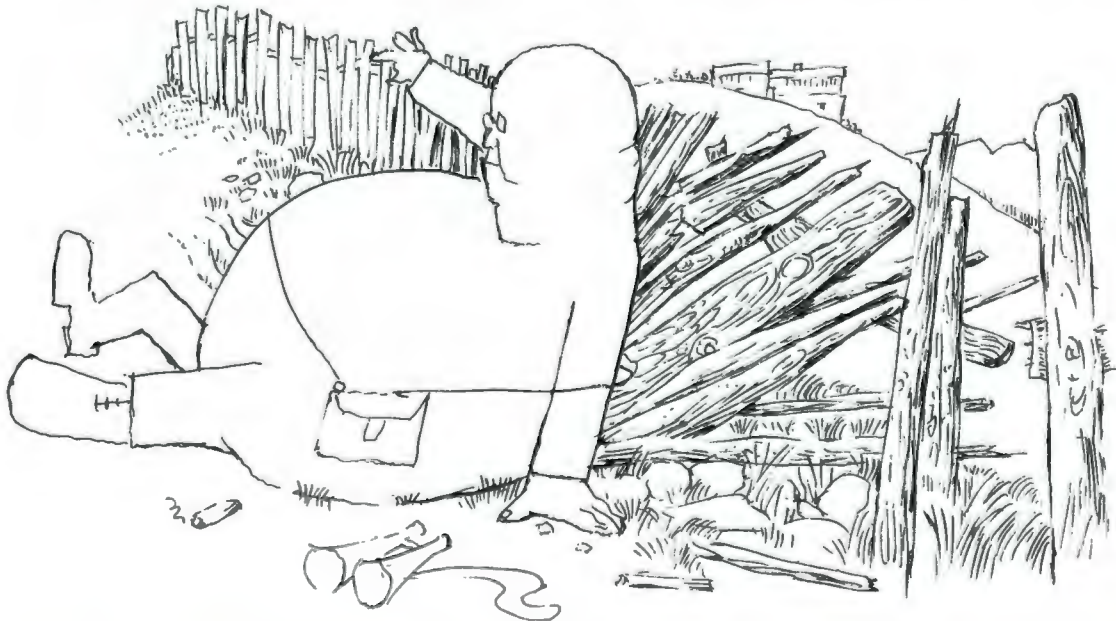
Bröselknopfs freuen sich auf die Heimat. Es liegen schon 7 Einladungen vor, einen Vortrag über Trolussiland zu halten. Bröselknopf wird als Fachmann berichten, anhand von 1000 Dias und vielen Filmen, und das Thema steht auch schon fest: „Wo die Wilden noch so herrlich primitiv leben“. Da kann man den anderen ein wenig Erholung vermitteln, wenigstens 2 Stunden lang. Denn man hat es ja nicht leicht — Sie wissen schon, der Kampf ums Dasein!

Bröselknopf denkt oft an die Trolussi zurück. An das Land, wo man so sorgenfrei lebt, keine Waschmaschine und keinen Fernseher braucht, keinen Elektroherd (Bröselknopf hat 17 Aufnahmen vom heimeligen Kohlenkochfeuer mitgebracht!) und alle Menschen sich einander fröhlich zurufen: Holladido!

---

Nach Redaktionsschluß erreicht uns noch die Nachricht, daß Bröselknopf inzwischen einen Verein zur Förderung der Trolussikultur gegründet hat. Ein Hochhaus auf der Alm ist bereits im Bau. Kulturwillige können bei echten Trolussifamilien Ferien machen. Bezahlung bei Bröselknopf, der 50% an die Trolussifamilie zur Pflege seiner Landsleute weitergibt. Seine Zweitvilla (mit Hallenschwimmbad) ist in Kürze fertig. Natürlich alles echt im Trolussistil eingerichtet.

HARTMUT LINDENMEYER



## DER TAG DER PFERDE

Es war April, die Straße naß vom Regen, die Schmetterlinge waren noch nicht gekommen. Er kauerte auf dem Boden der Stube und spielte mit den Glaskugeln. Sie rollten, einmal in Bewegung gesetzt, über die Bretter, deren Holz im Laufe der Jahre ausgetreten war und deren Äste wie Kuppen hervorragten. Sie umrollten die Kuppen, am Ende trafen sie sich in einer Mulde nahe der Tür, nach Bahnen, die jedesmal anders verliefen, die immer wieder seine Neugier weckten, welche erlosch, wenn das leise rollende Geräusch verstummt war, sobald die Kugeln, ein Haufen buntes Glas, regungslos nebeneinander in der Mulde lagen.

Die Schmetterlinge kamen im Sommer. Sie schwebten, Wolken von teigigem Weiß, über den Kohlfeldern des Dorfes, wo die feuchten Niederungen der Talsohle sich nach Westen hin ausdehnen. Die Raupen der Schmetterlinge, grün wie die Blätter die sie fraßen, waren überall, und an windstillen Tagen lag auf dem Dorf der Geruch von Feldern, die verwesen und den sie alle kannten.

Im Herbst standen die Wagen, aufgehäuft mit dem, was vom Sommer geblieben war, auf dem Dorfplatz, die Händler drängten sich mit den Bauern zwischen Wagen und Gespanne, die dicht nebeneinander aufgestellt waren. Es war aber nicht immer gewesen, daß die Händler ins Dorf kamen, und früher hatten die Bauern die Ware selbst auf den Markt gebracht, in die Stadt, ein Weg von fast zwei Tagen, wenn man am Nachmittag einspannte und das Gespann gut war.

Davon hatte der Vater erzählt, weil er oft in die Stadt war mit dem Fuhrmann und den Pferden,

die er hatte ins Tagwerk nehmen müssen. Es sei dies die einzige Möglichkeit gewesen, sich Geld zu beschaffen, das man brauchte für die Steuern, die der neue Staat einzutreiben pflegte, und der Vater hatte auch vom Jud erzählt. Als er, älter geworden, die Stadt selber kennengelernt hatte und auch den Weg dorthin, hatte er versucht, sich das alles vorzustellen, Oktobertag, Reif auf den eisernen Beschlägen des Wagens, die festgezogene Plane, die Pferde, die am Anfang hart anziehen müssen, da es bergaufgeht bis dort, wo die Kirche steht mit dem dunklen Riesen auf der Wand, der das Kind trägt.

Wo man noch einmal kurz anhält, bevor das Dorf hinter dem Schuttkegel in der Ehene verschwindet, wo die eigentliche Fahrt beginnt, denn die Straße senkt sich jetzt langsam, dem Süden zu, zur Stadt hin; durch Dörfer, wo man die Wagen von früher kennt, und weiß, die halten nicht, die fahren noch weit, die müssen in die Stadt. Und der Abend dann, lichte Rauchstreifen über den Siedlungen und links an der Straße das Gasthaus. Dort spannt man aus, denn es ist dunkel geworden, die Stadt erreicht man erst am nächsten Tag, es ist nicht mehr weit.

Und was der Vater noch gesagt hatte, wenn du eine Viertelstunde nach Süden gehst, von dem Gasthaus über den Feldweg, kannst du unten die Lichter der Stadt sehen.

Und auch das hatte er sich vorzustellen versucht, wie der Vater, als der Fuhrmann und die Pferde versorgt waren, sich aufgemacht hatte, die Stadt zu sehen, wo er vielleicht würde verkaufen können.

Denn das war nicht immer sicher, wenn es regnete und der Markt wenig besucht war und viele Wagen am Platz standen und der Jud nicht da war, sodaß wohl ein paar Händler Angebote machten, aber zu Schandpreisen. Nur beim Juden war es anders, der hatte bezahlt, was recht war, der Vater hätte ihn gut gekannt und sie hatten nicht nur über Geschäftliches gesprochen.

Das wußte er alles von seinem Vater, als er älter war, das wußte er nicht an jenem Nachmittag, als es regnete und der Fremde gekommen war, in die Stube getreten war, wo er mit den Glaskugeln spielte, der sich nicht an den Tisch setzte und sagte, daß er weiter müsse und daß er gekommen sei, weil er den Namen des Vaters kenne.

Er achtete nicht auf den Fremden, da er wiegesagt am Boden spielte, auch nicht auf das Gespräch am Anfang, und merkte dann doch das andere, das im Raume war, und in ihre Gesichter sah, sie sprechen sah und erst jetzt die Stimmen hörte, Worte, fremde Namen, mit denen sich Furchtbares verbinden mußte, Geflüster, Stille, furchtbarer noch, wenn auch begreiflicher, weil die fremden Namen in ihr untergegangen waren.

Er hatte zu spielen aufgehört, er sah auf die Tür, die wieder geschlossen war, die der Fremde hinter sich geschlossen hatte, er hörte seine Schritte, das Zufallen der Haustür, wie immer, wenn jemand das Haus verlassen hatte. Draußen war es heller geworden, es hatte zu regnen aufgehört, vielleicht würden die Kinder des Nachbarn in den Hof kommen, dem Fenster gegenüber jenseits der Straße. Er stemmte sich in die Ecke des Fensterbalkens, vom

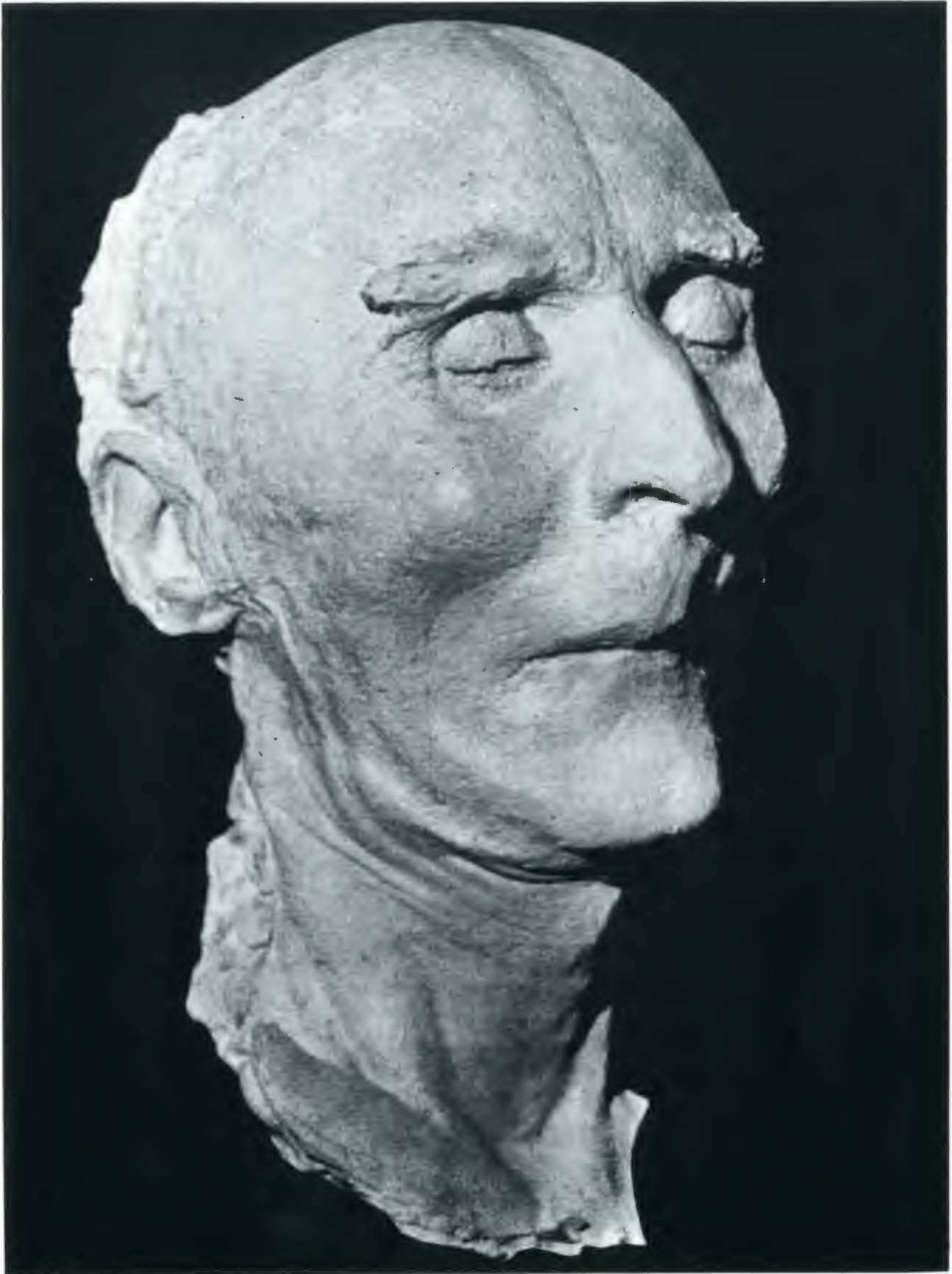
Norden klarte es, der Wind hatte aufgerissen. Er sah die Straße, jetzt nicht mehr schwarz vom Regen, und den Fremden, der nach Norden ging, die Stadt im Rücken.

Es ist der Sohn des Juden, sagte der Vater, sie haben seine Eltern umgebracht, sie haben sie ihnen angezeigt.

Damals hatte er den Namen Jud das erstemal gehört. In die Stadt fuhr er dann öfter, sie gefiel ihm. Es muß in der Stadt immer Sommer sein, alle Leute tragen Sonntagskleider, sagte er einmal zum Vater. Einmal fragte er auch nach dem Haus des Juden. Darauf hatte der Vater ihm noch anderes erzählt, etwa wie er beim Ausbruch des Österreichischen Krieges mit jungen Burschen hunderte von Pferden vom Oberland in die Stadt geritten habe, wie auch aus anderen Richtungen Pferde eingetrieben worden seien und überall in der Stadt Pferde waren, die dann nach dem Süden mußten. Damals hatt er ihm auch das Haus des Juden gezeigt. Später, er hatte sogar eine Zeitlang in der Stadt gelebt, vergaß er das Haus und wenn man über die Stadt redet und er um den Eindruck gefragt wird, bezeichnet er sie, was sie ja ist, als die Stadt des Sommers.

Manchmal, für einen Augenblick nur, überfällt ihn das Bild jenes Tages, der für ihn der Tag der Pferde ist.

Wo sie wieder zurückgekommen sind und die Straßen der Stadt voll sind von ihnen, flankenstarke, dampfende Tiere, ein Bad von Pferden, und es ist nicht Sommer und keine Menschen in der Stadt. Es ist aber, wiegesagt, das Bild eines Augenblicks und er weiß, den Tag der Pferde wird es nicht geben.



## CARL DALLAGO ein Absoluter

Ein Gedenken  
von Hubert Mumelter

In einer technisch glorreich perfekten Selbstmordzeit der Menschheit kann einem, wenn er das ominöse Wort „Zerstörung“ — dieser Nummer der ARUNDA vorgesetzt — vernimmt, das Gelüst ankommen, im Teufelsbrot alles Zerstörerischen, das in dieser unserer Zeit zur Herrschaft gekommen ist und weiter fraglos kommt, wollüstig zu rühren. Aber da ich, zwar hoffnungslos, noch immer des Heilsamen Freund bin und der Überzeugung, daß der Mensch mehr denn je wieder einer ethnischen Existenz und Erneuerung in einer Unterordnung an eine geistig religiöse Instanz bedarf, um nicht, ausgeliefert den Mächten der Entmenschung, in den Dschungel zurückzufallen, möchte ich mich des Gegenparts allen Wahnwitzes gewärtiger Zerstörungslust annehmen. Dies umso mehr in einer eben erst mit Todesmut gegründeten Kulturzeitschrift, *nomen est omen*, getauft auf einen mystischen rätischen Bergnamen, was mir als „rätischen Träumer“ Verheißung bedeutet, es werde nach dem *dies irae* in unseren auch immer verrotteteren Bergräumen einst wieder die Zeit eines Berghirtenreiches anbrechen.

Da scheint es mir nun, Impuls zu Impuls, nicht unangebracht, Geister des Heilsamen zu beschwören und eines in der Geistesgeschichte unseres Heimatlandes eindeutigen und zweifellos bedeutsamen, wenn auch vom immer noch „neiligen“ Land Tirol geflissentlich vergessenen Mannes, eines enorm kämpferischen Geistes wie exemplarischen Menschen zu gedenken.

Nun, es wäre dies der in Bozen 1869 geborene, in Innsbruck 1949 verstorbene CARL DALLAGO, Lyriker, Schriftsteller und Philosoph, mit Ludwig von Ficker Mitbegründer und Jahrzehnte lang wesentlicher Mitarbeiter der gewichtigen Tiroler Kulturzeitschrift „Der Brenner“, nebstbei aber auch Autor einer Menge selbständiger Bücher und Schriften, angefangen von seiner Lyrik bis zu seinen Essays und Streitschriften als Apologet seiner Vorstellung reines Menschen- und Christentums.

Nun, wer war Carl Dallago? Ein Absoluter und Einzelgänger, ein seltsames Fanal von einem Menschen, eine Persönlichkeit vom Schlage eines Propheten, eines Johannes der Täufer, hintergründig ein erdgeistiger seliger Pan, ein frommer Heide und heidnischer Christ, franziskanisch vom Scheitel bis zur Sohle und ein „reiner Tor“, wie ihn sein Freund und späterer Gegner Ludwig von Ficker in seiner Absage an ihn nennt, „ein in Geistesursprünglichkeit verschlungenes Naturgewächs.“ Er nennt ihn auch den „Allerfragwürdigsten“ im Sinne eines orthodoxen Kirchenchristentums, dem sich der Brenner zugewandt hatte. Mit Recht, fraglich insofern, als Dallagos Apologetik reines Christentums, wie die seiner ethischen Veranlagung entsprach und eh und je seit dem Aufkommen des Christentums gegen die Dogmatik der römischen Papstkirche von heiligen Rebellen ins Feld geführt wurde, an der Realität des Menschen und der Welt scheitert wie jede Utopie und Ideologie. Dostojewsky hat diese erschütternde welthistorische Tatsache in seinem „Großinquisitor“ einmalig und unvergleichlich erlichtet. Der erbärmliche unzulängliche Mensch nämlich erweist immer wieder, daß er der Erfüllung einer religiösen oder politischen Heilslehre in Freiheit nicht fähig ist, sondern zu seinem Heile der Autorität und Obhut der Macht, auch der Lüge der Macht bedarf. Denn zur Freiheit und Erfüllung sind eh und je nur die Erlesenen fähig und berufen, nie die Masse.

Ein solch unübersehbar Erlesener, dessen Lebensführung von Anfang bis zum Ende seiner geistigen Haltung entsprach, war ohne Zweifel Dallago. Das zu sein, was er dachte und verkündete, war ihm eingeboren. Und wer ihn je kennen lernte, erfuhr diese Übereinstimmung von Sagen und Sein bei ihm mit fast bestürzender Glaubwürdigkeit. Schon sein Äußeres, die asketische hohe Gestalt, seine reinen Züge und die fernsichtigen, im Redeeifer heftigen Tieraugen, sein bewegter Gang, wie der eines Wanderers zwischen Himmel und Erde, verrieten den Anachoreten, den Eiferer. Sein Wesen bannte unmittelbar, Sanftes wie Unbeugsames wechselten in seinem Ausdruck, Unruhe und Frieden, der Waldgänger und der Apostel. Als literarischer Aspirant hatte ich 1920 Gelegenheit ihn in dem berühmten Stammkafeehaus des Brennerkreises „Max“ in Innsbruck kennen zu lernen, ihm später dann fallweise zu begegnen. Und ich sah ihn zum letztenmal 1948, kaum ein Jahr vor seinem Tode, als er mit Josef Leitgeb, von Atzwang zu Fuß nach St. Konstantin heraufsteigend, bei mir zukehrte. Er war noch immer der, der er war, ein Feuriger. Obwohl nun ein kleiner pensionierter Eisenbahnbeamter, ein vereinsamer Streiter ohne Schlachtfeld, ein verstummter Seher, blieb er noch immer im Angriff auf alles Verfehlete der Welt. Erst lang nach seinem Tode erschien seine letzte nachgelassene große Streitschrift „Der Begriff des Absoluten“, die These Sören Kierkegaards „Das Christentum ist das Absolute“ als Motto, von seinen Freun-

den Ernst Knapp und Hans Haller herausgegeben. Diese ausholenden Attacken gegen alle „Sündenfälle“ der Welt und des Wissens („Die Ausbreitung des Wissens ist eine Einschränkung des Geistes. Denn der Geist wurzelt im Eingebettetsein im Unerforschlichen“) und Auseinandersetzung mit allen Widersachern seiner Wahrheitssuche, dieses letzte Bekenntnis mutet, als posthum allen Ereignissen die er anspricht, in etwa wie das Lanzenbrechen Don Quichottischen Rittertums an, angesichts einer Welt, die, vom Kriege erholt, sich auf dem besten Wege in ein wohlfeiles, selbstzufriedenes gegen den Abgrund, dem sie zutaumelt, blindes Wohlstandsparadies befindet. Solch eine, wie Dallagos andere späte Schriften, mußten als gegen alle Herren der Welt, ob geistliche wie weltliche, gerichtet, verpuffen.

Noch einmal, wer war Carl Dallago? Nach „Nam und Art“ war er ein Südtiroler wie nur einer, wenn man Südtirol nicht nur als eine bajuwarische Provinz ansieht, sondern als das alte Zwischenland zwischen Nord und Süd, dem germanischen und romanischen Raum. Seine Familie stammte aus dem Valsugana und sein Blut scheint mir rätoromanischen-langobardischen Ursprungs wie das Segantinis, den Dallago liebte, gewesen zu sein. Seine körperlichen und geistigen Merkmale deuten darauf hin. In seiner Seele, wie der wirklich bodenständiger Südtiroler, wohnten nebst Weinbergen auch Ölbäume. Er gesteht es auch selbst immer wieder: „Ich trage Südtirols Landschaft in mir“. Und letztlich gründet sein ganzes Wesen in einer geradezu mystischen Naturverlorenheit, sie durchflutet auch alle seine philosophischen Betrachtungen und leitet zumeist seine Essays ein, besonders in den bezaubernden Schilderungen in seinem Hauptwerk „Der große Unwissende“, dem ersten Teil desselben, das sich „Eine Lebensführung“ betitelt.

Wie ein potentieller Franziskus, der umbrische Heilige, so war auch Carl Dallago eines Kaufherren Sohn aus Bozens berühmten Lauben. Aber auch wie jener verweigerte er dem Kontor, Bürgerlichkeit und Konvention seine Ergebenheit. Man nannte so einen jederzeit in Bozen einen Taugenichts oder strambo. Und eines Tages vollzog er die völlige Lostrennung von Geschäft samt Familie mit Nachwuchs, überließ ihr all sein Hab und Gut, folgte seinem panischen und musischen Geiste in die Freiheit und ging „in die Wälder“, wie es heißt, um dann aber doch in der ihm gemässesten Landschaft Fuß zu fassen, der des Ölbaums und der steinernen Gefilde Judikariens, in Nago oberhalb des Gardasees. Später nach dem ersten Weltkrieg lebte er hauptsächlich in Varena bei Cavalese im Fleimstal, um schließlich vor der Bedrohung durch den Faschismus ob seiner Streitschriften dagegen nach Nordtirol auszuwandern.

In der Epoche rund um die Jahrhundertwende erschienen in verschiedenen deutschen Verlagen erst Gedichtbände, auch Prosastücke, sein Versroman „Ein Mensch“, auch seine Anschauungen grundlegende Essays wie sein „Jesus von Nazareth“, die sein dogmenloses Christentum aufzeigen und seine Auseinandersetzungen mit dem Geistig-Religiösen einleiten. Damit stößt er auf Ludwig von Ficker, mit dem er 1910 den „Brenner“ gründet, um in seinem Kreis kämpferischer Geister ihr kulturkritisches Vorhaben aufzunehmen. Noch am Grabe gesteht der zum Gegner gewordene Ficker „Dir zuliebe habe ich einst vor 40 Jahren bald den Brenner gegründet.“

In diesem „Brenner“, von dem Karl Kraus in seiner „Fackel“ erklärt, er sei die einzige ehrliche Revue in Österreich nicht minder aber in Deutschland, findet Dallago das geeignete Sprachrohr für sein Aussagenbedürfnis und sein Bekenntertum. Nummer für Nummer erscheinen nun seine Beiträge und nebenher die im „Brennerverlag“ herausgegebenen Broschüren wie „Philister“, „Otto Weininger und sein Werk“ („Genie und Charakter“), „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“, dann „Die Böse Sieben“ und andere. Dann begegnet Dallago dem großen Weisen des Ostens Laotse und dessem „Taoteking“, der Lehre des Tao. Sie ist mit ihrer These, gutes Gesetz und Ordnen der Welt könne nur im Anschluß und Unterordnen an das göttliche Geheimnis der Schöpfung gedeihen, seiner Sicht sehr geistesverwandt. Eine eigenständige Bearbeitung und Auslegung des Taoteking, in der er die Religiosität Laotsees der seiner des reinen Christentums nahe setzt, ist die Folge. An dieser Station seines Werdeganges steht dann Dallagos großes Essay, insgesamt sein Hauptwerk „Der große Unwissende“. Dessen erster Teil „Eine Lebensführung“, in Varena geschrieben, voll poetischer Schönheit und denkerischem Elan, steht in fast befremdenden Gegensatz zum zweiten polemischen Teil, in dem er zum Savonarolahaften, weitschweifenden Prediger gegen alle Übel der Welt wird, also gegen alle weltlichen Institutionen, gegen Kirche und Staat, Nationalismus und Parteienherrschaft. Für ihn gilt nur Absolutes,



absolute Entscheidung, kein demokratisch verlogener Pluralismus wie heute im Westen manipuliert, bei dem es keine Wahrheit sondern nur Meinungen geben darf, was samt dem Opportunismus der Gesetzgeber dazu beiträgt, uns der Stunde Null zuzumanövrieren.

Inzwischen war der Erste Weltkrieg ausgebrochen. Als für Süd-Tirol schicksalhaft der Krieg gegen Italien dazukam, wurde Dallago, in Nago, im Grenzbereich des Gardasees sesshaft, als Ortskundiger zu den dort eingesetzten Bozner Standschützen berufen. Bei den von ihm begleiteten Patrouillen im Altissimogebiet verweigerte er standhaft ein Gewehr zu tragen und überhaupt zu schießen, was in der bis zu ihrem Untergange duldsamen Österreich-Ungarischen Monarchie nicht wie unter Hitler augenblicklich den Kopf kostete. Alsbald nach dem Krieg und mit dem Aufkommen des Faschismus geriet seine nach eigenmächtigen Sinn gestaltete persönliche Lebensführung wie Geisteshaltung in zweierlei Bedrängnis. In der Schrift „Über politische Tätigkeit, den Krieg und das Trentino“, in dem er das echtere Gefühl der Bodenständigkeit dem Treiben des irredentistischen Nationalismus wie auch des Sozialismus entgegenhält, ferner in seiner Schrift „Die Diktatur des Wahns“, worin er in seiner Verurteilung Mussolinis mit auch einen deutschen nationalen Radikalismus voraussieht und beider Untergang ahnt („O armseliges Eintagsfliegenleben eines solchen Nationalismus! Wie erscheint durch ihn das Menschenantlitz einer jeden Nation zur elenden Grimasse entstellt...“) war seines Bleibens in seiner geliebten Wahlheimat des südlichen Südtirols nicht mehr. Er floh rechtzeitig nach Innsbruck. Dort aber, durch die von Theodor Haecker, dem Religionsphilosophen und Konvertiten forcierte Schwenkung des „Brenners“ zur Katholizität, verlor Dallagos trotziger Kampf für ein das Kirchenchristentum unentwegt kritisierendes Laienchristentum immer mehr an publizistischer Rückendeckung und so kam es zu seiner Loslösung vom Brennerkreis.

Dadurch waren ihm weitere Veröffentlichungsmöglichkeiten gründlich unterbunden. Zu seinem Glück wohl, denn sonst, nach dem Einmarsch Hitlers in Österreich, hätte Dallago, seiner Bedingungslosigkeit zur Folge, bestimmt in einem Konzentrationslager geendet. So aber, nachdem das Landesbauamt in Innsbruck ihm als Aufseher der Streckenarbeiter an der Eisenbahn einen kargen Unterhalt gesichert hatte, blieb er sozusagen im Untergrund verschwunden, zumal auch anzunehmen ist, daß der geistige Nachlaß des indessen auch eingegangenen „Brenners“ dem geistigen Tiefstand der damaligen Behörden nicht verständlich sein mochte.

So geschah es, daß Dallagos ausholende aggressive, wie schon erwähnt, letzte Schrift „Der Begriff des Absoluten“ das „summarische Ergebnis seiner Glaubensarbeit“ erst posthum erschien.

Am offenen Grabe Dallagos aber in Mühlau neben dem Georg Trakls, stand wieder sein Freundfeind Ludwig von Ficker und sprach etwas gewundene Worte, ein für und Wider zu Dallagos „Wunschbild, der Wiederherstellung des Menschen im Geiste seiner ursprünglichen Bestimmung... Überlegen wir daher, ob es nicht zu unserem Heile sein kann, wenn der Anblick eines in den Tod entrückten Wahrheitssuchers, der zu Lebzeiten ein Hirt ohne Herde, aber voll Liebe zur Erde, die ihn trug, unermüdlich nach einem Absoluten Ausschau hielt, das seinen Widerweltsinn und seinen Hang, sich selber zu genügen, rechtfertigen sollte, uns, die wir noch selbst Irrende auf Erden sind, vor die Erwägung stellt: nicht was er der Wahrheit schuldig geblieben, sondern was wir ihr schuldig bleiben, indem wir den Voraussetzungen, aus denen solch ein Menschenleben erwuchs, nicht gerecht zu werden vermögen.“ Wenn wir uns nun heute in dieser unheilswangeren, unheilbaren Endzeit des Abendlandes — verstanden als die im Zeichen des Christentums erstandene und sich erschöpfende westliche Kultur und Zivilisation, zerfallend gleich der hellenistischen des Römerreiches durch den Verlust der geistig religiösen Substanz und damit ethischer Macht — befinden, so erscheinen uns Persönlichkeiten aus der Geschichte, die durch eine Begnadung von reinem Menschentum und reiner Religiosität geprägt waren, als die wahrhaftigsten Helden des Menschengeschlechtes. Und in einem dem Nihilismus und neuer Barbarei zusteurenden Verfall aller wahren Werte und moralischen Halte des Menschen, auch in der Voraussicht einer notwendigen apokalyptischen Läuterung, wird immer gewisser, daß alles Ordnen von außen und politische Systematisierung eitel sind und nur einen weiteren Sturz in die Katastrophe und in eine Stunde vorbereiten, wo am Anfang wieder das WORT sein wird, verkündet wieder von einem, der, wie auch Dallago, um das, was dem Menschen nottut, wußte und wirkte.

Siehe, wie starrt die Schönheit der Erde mich wehe an! War ich abwesend im Traume? Wo waren meine Wünsche, meine Hoffnungen, meine Begierden? Spähte ich nicht nach sanften Gewalten aus, die mich fortführen sollten, hinaus in ein Land lichter Freiheit? War ich abseits allem Geschehen dieser Welt mit meiner ganzen Sehnsucht, und konnte doch nicht fort, da ich mich eingekerkert fühlte in die Tätigkeiten einer Menge, die von eitlen Wahn gelenkt und zusammengehalten, durch Gewalt willfährig gemacht wird? Wo war ich? Wie kam das? Diese Kettenlast noch im Traume, die alle meine Schritte einengt und mich abhält, zu mir zu kommen. Dieses Verhängnis einer Willkür, die mir oft wüste Kameradschaft aufdrängt und mir noch in meinem vorgerückten Alter alles Tun und Lassen vorschreiben will!

Was ist das, dieses Netz von Gewaltsamkeiten, das heute über die ganze Welt hin ausgespannt ist? In dessen Maschen der Einzelne wie die Menge sich verfängt und zugrunde geht? Dieses gewaltsame Ordnen, das sich durch Länder und Reiche verzweigt und um alles Leben seine Fesseln legt, in solcher Weise der Ordnung der Natur wie blind entgegenwirkend! Das den Einzelnen wie die Menge ohne Richterspruch und Erwägung zur Zwangsarbeit verurteilt. Das keinen auf seinem natürlichen Platz läßt und für jeden erst einen Platz schafft, ohne danach zu fragen, ob der, dem es den Platz zuweist, auch die Fähigkeit hat, ihn auszufüllen. Das den Gottesbegriff aufhob und statt seiner das Wort Befehl setzte, das nicht zu Anfang war als Gott war (und niemals ist noch sein wird, wo Gott ist), dies Machtwort eines Menschlichen, das allen Sinn für geistige Gewalt aus sich verloren hat. Was Wunder, daß solch ein Menschliches allmählich in ein Fahrwasser hineintrieb, darin es einer Lenkung nicht mehr fähig ist, so daß es nun nur noch befiehlt, weil es sich das Befehlen angewöhnt hat; befiehlt, ohne zu bedenken, daß anderen befehlen vor allem die Verpflichtung in sich begreift, das Tun dieser anderen auch völlig zu verantworten.

Was ist das, dieses Fehlgreifen in Allem? Dieses Abkommen von aller natürlichen Ordnung? Das Unwesentliche hat das Wort, und das Wesentliche ist dabei immer stiller geworden, bis es sich lautlos gleichsam in sich selbst zurückgezogen hat und nicht mehr aufzufinden ist.

Was ich um mich höre, in seiner Wirkung fühle, ist nur noch dieses Wort Befehl, das nachgerade zum einzigen Machtwort geworden ist in dieser verstörten Welt. Wie es Menschen und Dinge nun in seinem Bann hält! Wie es seine Macht zeigt in der Verödung der Weiten, in der Brachlegung der Fluren, in der Zerstörung von Wohnstätten, im Entstehen von Verhauen und Stacheldrahtfeldern, von Kavernen und Schützengräben, im Anwachsen

frischer Gräberreihen! Wie es in dem Maße, als sein Machthunger zunimmt, immer kreischender wird aus Tonnot, immer vielspältiger aus Mangel an Einsicht, immer hohler und hinfalliger aus innerer Leere! Und wie diese Leere überall sich ausbreitet, wie sie schon grauenhaft gefühlt wird, so daß an Abhilfe gedacht werden muß! Doch, wie es da schon wieder einsetzt, dieses entsetzliche Machtwort des Befehls, um nun auch die Religion sich und seinen weltlichen Plänen dienstbar zu machen! Wie es, selber haltlos, dieser aufzuhelfen und sie zu stützen trachtet mit dem ganzen Aufgebot der ihm zur Verfügung stehenden Gewaltmittel! Aber dabei kommt nur das Kommandoregister zur Bereicherung, die Religion hingegen verfällt noch mehr der Verweltlichung, der Gottesbegriff völliger Entgeistigung. Und eine Entgottung beginnt umzugehen in der Welt, ungeheuerlich grotesk in ihren Anordnungen, die im Gewande sittlich-religiöser Forderungen auftreten und sich nicht scheuen, auf Gott auch noch hinzuweisen, dessen Beistand anzurufen diese Welt freilich als Letztes nötig haben mag, um ihre Abkehr von Gott als dem Geiste gründlich durchführen zu können.

Die Betrachtung ergibt, daß Zivilisation veräußerlicht. Mit der Ausbreitung der Zivilisation breitet sich die Veräußerlichung des Menschen gleichsam nach innen aus. Dies muß notwendigerweise zu einer völlig veräußerlichten Anschauung führen. Und auf dem Grunde dieser völlig veräußerlichten Anschauung erstet erst die zivilisierte Welt. Da ist es kein Wunder mehr, wenn in einer solchen Welt alles auseinanderfällt, indem alles aneinandergerät, weil eben alles nur mehr an der Oberfläche zuhause ist. Das Unbegrenzte ist abhanden gekommen, so trachtet jeder nach Grenzerweiterung, um möglichst viel Platz für sich zu erringen. Es ist der große innere Verlust, und dieser erst bewirkt es, daß der Erdenraum den Menschen zu klein wird...

Welche Anmaßung überall dort, wo die Zivilisation einsetzt und die Natur unterjochen will, angespornt von Gewinn gier und Berechnung! Wie sie den Menschen auf abschüssige Bahn bringt, gerade durch die Vorspiegelung, daß sie ihn beständig aufwärts führe. Und welche Verblendung, die Zivilisation als die eigentliche Bildnerin des wohlgerateten Menschen hinzustellen, und Begriffe wie Ordnung, Gesittung, Gerechtigkeit und dergleichen erst von ihrer Machtsphäre und deren falschen Tugendbegriffen herzuleiten. Die Folge ist, daß schließlich selbst die Religion als solche mit der Zivilisation wie untrennbar verbunden erscheint, und zwar offenbart sich dies zunächst so, daß durch diese jene erst in weltlichem Sinne herrschend wird. Diesem Umstande verdanken wir

wohl die fast unglaubliche Tatsache, daß heute diese zivilisierte Welt zugleich die sogenannte christliche Welt ist.

Es frappt, aber es ist so. Es ist wiederum die Faust vor dem Auge des Geistes. Es veranschaulicht deutlich den inneren Verlust des Menschen durch die Zivilisation. Man stelle sich vor: durch eine rein äußerliche Angelegenheit soll die innerste Angelegenheit des Menschen zur Herrschaft gekommen sein! Welch eine Verkehrtheit!

Die Spekulation und das Vermögen, sich äußerlich einzurichten, sind in der Zivilisation das Führende. In diesem Sinne freilich ist sie auch die Lehrmeisterin der landläufigen Begriffe von Gesittung und Ordnung, insofern in diesen die Menschenatur auf ein rein Äußerliches hin zurechtgeschnitten erscheint. Nun maßt sich diese Fähigkeit zur Spekulation, die dort, wo sie die Führung übernimmt und so am Menschen zur Hauptsache wird, dem Vermögen des Menschen, sein Inneres zu erschließen und zu entfalten, direkt entgegenwirkt, auch die Fähigkeit an, die Führung des Innerlichsten am Menschen zu übernehmen. Welch folgeschwerste Verirrung! Anstatt jeder Errungenschaft der Zivilisation (als einer Gefahr für die Innerlichkeit durch Überschätzung eines Äußerlichen) größtes Bedenken entgegenzubringen, anstatt vor jeder derartigen Errungenschaft nach einem Gegengewicht zur Erhaltung der Innerlichkeit zu suchen und sich zu sagen: wieder eine Sache mehr, die den Menschen verarmen läßt, wieder ein Fortschritt mehr, der den Geist zurückdrängt, ergeht man sich in Selbstbewunderung über die vermeintliche Aufwärtsentwicklung, lebt im Wahne eines geistigen Fortschritts und benimmt sich nachgerade, als hätte man mit der Zivilisation auch ein non plus ultra im Religiösen erreicht durch geglückte Einführung des Schriftentums in das Weltliche; eine Operation, deren fragwürdigstes Ergebnis das Zustandekommen unserer „christlichen Welt“ ist.

Nun zeigt sich mir: Zivilisation ist Betrieb, und zwar rationeller Betrieb. Der griff immer weiter um sich, bis er auch die Religion als Objekt aufgriff. Zivilisation ist also auch der rationelle Betrieb der Religion und, insofern eine Religion vom Religiösen nicht zu trennen ist, der rationelle Betrieb auch des Religiösen. Das Religiöse aber ist das Irrationellste. Demnach erscheint die Zivilisation als der rationelle Betrieb des Irrationellsten. (Das Irrationale ist darum nicht durchsichtiger geworden. Oder erhellt sich etwa das Dunkel der Herkunft des Menschen, wenn heute im rationalen Betrieb Millionen Menschen sich gegenseitig zerfleischen und vernichten?)

Also wiederum die Faust vor dem Auge des Geistes, den man weder greifen noch begreifen konnte. In Ermangelung dessen bezog man Religion wie Rohmaterial, das erst Berechnung der Bestimmung zuführt. Der äußerlichste Betrieb setzte ein, um das Innerlichste sich dienstbar zu machen. Berechnung gestaltete gewaltsam das Berechnungsloseste, das von keiner Gewaltsamkeit berührbar ist. Und immer berechnender, immer rationell umfassender gestaltete sich der ganze Betrieb. Dabei blieb diese zivilisierte Welt noch im-

mer die „christliche“ Welt. Das Religiöse aber bleibt unabänderlich irrational als das Religiöse. Wer fühlt hier nicht bereits, was aus dem Christlichen geworden ist?

Einer nun wie ich, der glaubt, daß das Schaffen der Natur dem Geiste in verborgener Weise ewig untertan ist, sieht es daraufhin nur mehr als ein natürliches Wachstum an, wenn der vermeintliche Segen der Zivilisation, als die Frucht eines solchen Weltbetriebs, der Menschheit zum Fluche wird. Denn man erkennt — und die Zeitereignisse bezeugen es in furchtbarer Weise —, daß alle Zivilisation Trug und Lüge, daß sie Maske ist, darunter kalte Berechnung lauert, zu jeder Grausamkeit bereit um des gemeinen Vorteils willen; und sagt sich, daß es höchster Frevel ist, wenn die Zivilisation im Gewande des Christentums auftritt und dieses als Weltreligion ausposaunt, sie, die Zuhälterin dieser Welt im Dienste einer Menschheit, der der Sinn für das Religiöse völlig abhanden gekommen ist.

Und mein Erkennen wächst und sieht, wie die Zivilisation alle Erbärmlichkeiten der rationell operierenden Menschheit in sich aufnimmt und weiterleitet, einzig darauf bedacht, immer mehr Ausbreitung und Macht zu gewinnen. Wie sie dabei die Hilfe des Christentums in Anspruch nehmen muß, um sich die Wege zu ebnet. Wie auch diese Hilfe immer unzulänglicher wird, so daß die Zivilisation ihr wahres Wesen schließlich nicht mehr länger zu bemänteln vermag und sie sich heute ungescheut als das enthüllen muß, was sie von jeher war und ist: als die Welthändlerin mit Idealen, voll von List, Feigheit und Gewinn gier; als die drohende Faust vor dem Auge des Geistes, die bislang versteckt gehalten wurde; als der Wolf im Schafpelz; als die Bannerträgerin einer Weltverbrüderung, die nun im Weltkrieg ihre Krönung erfährt.

Als einer, der solches geschaut hat, verkünde ich der Zivilisation entgegen: die Zivilisation trägt den Weltkrieg in sich. Gewalttames Ordnen ist ihr Wesen. So stellt sie gleichsam eine Art Prokrustesbett dar, darin das Reine Menschliche, das dem Geiste Untertane, das Unmeßbare und Unverbildbare, mit Gewalt einzuzwängen versucht wird, wobei in rohester Weise alles verstümmelt wird, was sich dieser Einzwängung nicht fügen will. Während anderseits das Kleine und für die innere Gestaltung des Menschen Bedeutungslose, das der Zivilisation Gefügige, mit allen Mitteln zu unzukömmlicher Größe und Bedeutung ausgereckt wird, mit dem mehr als fragwürdigen Erfolg, daß dieses Kleine, dem gerechten Maß seiner ursprünglichen Einstellung entrissen, für den unbefangenen Betrachter ein jämmerlich entstelltes Aussehen bekommt.

Prokrustes ist somit heute kein Fabelwesen mehr. Dieser Unhold der Sage lebt und wütet heute noch in Gestalt der Zivilisation fort, ja er lebt und wütet wohl immer dort, wo Menschenanmaßung in tollem Wahn die Ordnung des Weltalls an sich reißen will.

Pietramurata im Frühling und  
Schwarz im Sommer 1918.

*Entnommen aus  
„Der große Unwissende“, Innsbruck 1924*



## FÜR HUBERT MUMELTER

Dohlenwaage,  
ausgespielt über den Ketten  
der Spezies  
mit der Salzwunde im Sehschlitz,  
dich fegte,  
wie uns,  
gezinkte Karte von Zufall und Regel,  
die Faust der Falknerin,  
die zärtliche,  
im Aufwind des Abgrunds  
schwerkraftverdrossen  
ins Out.  
Dort,  
an den Gletschertischen,  
teilten wir, weißt du noch,  
die gehälfete Scheibe Glanz.  
Und der Grieche sang:  
Beide Täler  
sehe ich nie.  
Doch durch die Schwinge  
mäandert das Wachs  
auf Inselgrün  
und den zerbrechlichen Anker  
im Auge.  
Und die Sehnsucht  
nach Ketten,  
die Nabelschnur Meer,  
hängt uns  
als Knotenschrift  
blau  
um das Herz.  
Und wir  
hüllen zur Not,  
erschauert von Hoffnung,  
die fröstelnde Wange  
der Welt  
noch einmal  
wachsam  
in Worte.

LUIS STEPHAN STECHER

## „DAS ZARTE LEBT LÄNGER ALS DAS STARKE“

Dieses alte chinesische Sprichwort liebt Josef Kien besonders: mehr als eine lange Beschreibung kennzeichnet es seine Lebenseinstellung, charakterisiert es den sensiblen Maler.

Der Bozner Josef Kien (geb. 1903 in Dessau) lebt heute — nach langen Aufenthalten in Berlin, Frankreich und Spanien — am Bracciano-See bei Rom. Hierzulande ist sein Werk noch viel zu wenig bekannt; umso erfreulicher, daß er sich Ende September nach langer Zeit in der Bozner Goethe-Galerie wieder dem einheimischen Publikum stellt. Zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland weisen Kien als subtilen Maler aus. International ist er 1963 mit einem Mosaik für die Universität Fu-Jen, Taipé (Formosa) und 1965 mit 8 Glasfestern für die Kirche in Castle Donamon (Irland) besonders hervorgetreten. Die bekanntesten Kunstkritiker fanden für sein Oeuvre Anerkennung: Giulio Carlo Argan spricht von „poetischer Klarheit“, Paul Nizon von „malerischer Kultur“ und Werner Haftmann faßt zusammen: „Die Bilder Kien's wollen anspruchsvoll gewertet werden, umso mehr, als in ihnen aus Herkunft und Menschlichkeit dieses Malers, der konstruktive Geist der Franzosen und Italiener sichtbar wird, der für die deutsche Moderne ein Stimulans der Flächenordnung wurde“. Josef Kien hat sich freundlicherweise bereit erklärt, für ARUNDA in drei Folgen aus seinem bewegten Leben zu berichten.

## EINE ART BIOGRAPHIE

Liebe Freunde!

Sie fragen mich nach meinen Jugenderlebnissen in meiner Heimatstadt Bozen, nach dem kulturellen Leben in jener Zeit. Da muß ich Ihnen gleich sagen, daß ich Bozen bereits 1918 im Alter von 15 Jahren verlassen habe. Grund waren meine miserablen Schulzeugnisse, welche meine arme Mutter veranlaßten, mich in ein Institut nach München zu verschicken. Dort hielt ich es kein Jahr aus und eines frühen Morgens kletterte ich mit einem kleinen Koffer über den Zaun des Gartenhauses in der Loristraße, ging zum Hauptbahnhof und kaufte mir für meine fürsorglich zusammengesparten 20 MK eine Fahrkarte nach Berlin. Dazu muß ich sagen: mein Vater war in jener Zeit Professor für Gesang am Klindworth-Scharwenka-Konservatorium in Berlin. Gutmütig und leichtsinnig wie er war, lud er mich vor Beginn meiner Institutszeit auf 14 Tage zu sich nach Berlin ein. Ich war bei dieser ersten Berlinreise restlos fasziniert von dieser Stadt — die vielen Erlebnisse, die jeden Tag auf mich zukamen, versetzten mich in einen euphorischen Zustand. Mich hat vor allem das Theater und besonders der Film, der in jenen Jahren die ersten künstlerisch ernstzunehmenden Leistungen hervorbrachte, begeistert. Ich lernte durch meinen Vater viele berühmte Schauspieler und Regisseure kennen. So Conrad Veith, Max Pallenberg, Karl De Vogt, einmal wurde ich auch zu einer Probe von „Wie es euch gefällt“ von Shakespeare bei Max Reinhardt mitgenommen. Mit meinem Vater war ich auch bei dem später weltberühmten Filmregisseur Fritz Lang.

Die Tage vergingen im Fluge, es hieß Abschied nehmen von den vielen aufgeschlossenen Menschen, vom Kurfürstendamm, der Kaiserallee, in der mein Vater wohnte, von den fast täglichen Theater- oder Opernbesuchen zurück, nach München in das eintönige Institut in der Loristraße, wo meine begeisterten Schilderungen über Berlin mir Hohn und Spott von Seiten meiner Mitschüler, und was schlimmer war, den Ärger der Professoren einbrachten. Ein kaum sechzehnjähriger Schüler, der die Theaterstücke von Ernst Toller las und verteidigte und vom Film schwärmte, war für die konservativen Geister der Dr. Ustrichschen höhern Bürgerschule zu viel. So bin ich eigentlich mit meiner Flucht in den noch dunklen Morgenstunden einem Hinausschmiß zuvorgekommen.



Mein Vater war natürlich nicht entzückt über meine so gar nicht vorgesehene Wiederkehr in die Reichsmetropole. Er wollte von meinem festen Entschluß, auf keinen Fall nach München zurückzukehren, nichts wissen, ich aber beteuerte leidenschaftlich, lieber wollte ich mir beim Film oder Theater — wenn nötig mit den geringsten Dienstleistungen — mein Brot selbst verdienen. Ich versicherte ihm, daß ich, wenn er mich zurück ins Institut schicken würde, beim nächsten Klassenausflug nach Grünwald in die Isar springen werde. Ich las ihm ein kurzes Exposé für ein Filmmanuskript vor, das ich im Institut verfaßt hatte, sprach von Regie-Ideen, daß ich vor allem mich mit Bühnenszenierungen befassen möchte. Das war der Punkt, wo mein Vater aufhorchte — den Stapel von Zeichnungen (ich zeichnete so gut wie alles, Kinder, Hunde, Mitschüler auf der Schulbank, machte Karikaturen von Schulmeistern, zeichnete Bäume, Plätze und viele Selbstporträts), die ich alle mitgebracht habe, bewunderte mein Vater sehr, besonders wohl weil er selbst gar kein Talent für Zeichnen und Malen besaß. Ich spürte, daß ich im Kampf mit meinem Vater ein paar Meter Boden gewonnen hatte. Sein Gesicht erhellte sich etwas, er schaute mich lange an und sagte nichts mehr.

Wir fuhren mit der U-Bahn zur UFA, Fritz Lang war in seinem Studio und begrüßte meinen Vater aufs herzlichste. Auch zu mir war er sehr freundlich und als mein Vater ihm sein Leid über seinen Sohn und dessen Ambitionen vortrug, frag er mich, wie alt ich sei. Er schüttelte den Kopf: „Ja, um Gottes willen, sechzehneinhalb Jahre und da willst Du in unseren Affenstall herein?“ Dann sah er sich die Zeichnungen an, fand sie begabt. „Schick doch den Buben auf eine Kunstschule, denn Talent hat er. Mit der Zeit wird sich dann schon herausstellen, was in ihm drinnen steckt“. Zu mir sagte er, der Film wäre nichts für einen jungen Menschen wie mich — ein großer Jahrmarkt der Eitelkeiten und der Intrigen. Und überhaupt wäre alles mies hier. „Herr Lang“ sagte ich „Sie waren ja Maler und sind dann zum Film gegangen“. Lang sagte eine Zeitlang nichts, lächelte ein wenig und zog dann aus seiner Jacke eine Brieftasche, die mit 100 Mark Scheinen gespickt war, klopfte mit der flachen Hand drauf. „Siehst Du, wenn man da einmal Blut geleckt hat, kann mann's nicht mehr lassen“. Ich glaubte ihm kein Wort — er wollte mir einfach meine Illusionen zerstören und dies gelang ihm auch, da ich mir einen Meisterregisseur doch anders vorgestellt hatte.

So landete ich schließlich auf einer Malschule bei einem mediokren Landschaftsmaler in der Kantstraße. An der Haustüre war ein Schild angebracht: „Hans Licht *Kunstschule* — Ausbildung bis zur völligen Kunstreife“. Die Schüler waren meist ältere Fräulein und pensionierte Offiziere, die sich hauptsächlich bemühten, die schöne Tönung von Kupferblumenvasen täuschend nachzuahmen. Einzelne wagten sich auch daran, eine „Wolkenstimmung über dem Wannsee“ nach einem Werk des Meisters Licht zu kopieren. Nach wenigen Wochen erging es mir dort nicht viel anders als auf der Ustrichschen Bürgerschule in München. Mein Vater gab mich zu einer ostpreußischen Familie, die am Halensee ein Haus hatte, in Pension. Das waren liebe Leute, eine Tochter war Lehrerin, sehr kunstbegeistert und avantgardistisch interessiert. Sie war sehr nett zu mir. Ihr verdanke ich die erste Bekanntschaft mit der modernen Malerei. Es gab 1920 bereits das „Kronprinzenpalais“, welches als Museum für moderne Kunst eingerichtet war. da hing der „Turm der blauen Pferde“ von Franz Marc, Aquarelle von Paul Klee, die Maler der „Brücke“ (Pechstein, Schmidt-Rotluf, Nauen, Kirchner). Diese heute weltberühmten Maler hingen zwar dazumal noch etwas schüchtern im dritten Stock, aber sie waren immerhin schon in einem Museum aufgenommen. Und das war nun mein zweites großes Erlebnis in Berlin. Ich konnte mich von diesen Bildern nicht trennen, lange lange Zeit wandelte ich im Museum herum. Im ersten Stock waren Bilder u. a. von Purrmann und Kokoschka. Es zog mich aber immer wieder zu den Bildern von Pechstein, Klee und Franz Marc, bis ich dann spät am Mittag mit der Stadtbahn nach Halensee fuhr — d. h. ich war noch so in den Bildern versunken, war so verträumt, daß ich zwei Stationen zu weit fuhr und erst gegen 3 Uhr zum Mittagessen heimkam.

Die Malklasse des Malers Licht war entsetzt über meine Begeisterung für so eine Art Malerei. „Gehen Sie doch ins Kronprinzenpalais“, sagte ich, „da sehen Sie, was Kunst ist“. Ein Sturm der Entrüstung brach los: „Das soll Kunst sein, das ist übelste Judenmache, Hochstapler, Schwindler, Nichtsköner, sind das“. Ich geriet in Wut, hielt mit meiner Meinung nicht zurück, sagte den Herrschaften auch, was ich von ihrem Gepinsle halte. Ich hielt mich







die Bam ohne Vögelen molst, bischt Du koa guater Moler". Wir freuten uns aber trotz seiner manchmal recht boshaften Kritik (die ja auch nie ganz ohne hintergründige Wahrheiten war), wenn er von Zeit zu Zeit kam. Seine Schwester, die zweite Frau von Carl Dallago, war eine Freundin meiner Mutter, so waren also fast familiäre Bindungen da.

Ich weiß nun nicht einmal mehr, ob es dazumal schon einen Künstlerbund oder eine kulturelle Vereinigung in Bozen gegeben hat. Kunstgalerien gab es noch keine, lediglich die „heimische Kunst“ unter den Lauben zeigte von Zeit zu Zeit ein Bild eines heimischen Malers im Schaufenster. Als der Sommer, den ich auch eifrig mit Tennis spielen und Bergsteigen verbrachte, zu Ende ging, zog es mich wieder mächtig nach Berlin, was viele meiner Landsleute einfach nicht begreifen konnten. Dort erwarteten mich nach wenigen Monaten recht unerfreuliche Überraschungen. Doch davon das nächste Mal.

*Josef Kienlechner*

## KERZENGÄRTEN

Gina Thuseks Kerzengärten müssen unter anderen als Versuche angesehen werden, einigen Grundfragen der heutigen Ästhetik die Stirn zu bieten, oder zumindest, sich nicht vor ihnen zu verbergen. Diese Grundfragen sind: a) Muß künstlerische Praxis in ein „Werk“ münden, das heißt also in ein Ding, welches uns bedingt, statt uns zu befreien? b) Muß diese Praxis zu einem „Werk“ gerinnen, das heißt also zu einem Ding, welches der Zeit enthoben ist („Ewigkeitswert“ besitzt, um es romantisch zu sagen)? c) Muß künstlerische Praxis in einem „Werk“ enden, das heißt also dieselbe Struktur haben wie jede Arbeit?

Sollten wir uns gezwungen sehen, auf diese drei Fragen bejahend zu antworten, dann stünden wir vor einer unlösbaren Krise der Künste. Denn die Bejahung der ersten Frage bedeutet, daß die Kunstpraxis ein Teil der uns determinierenden Technokratie ist, die der zweiten, daß sie geschichtsverfremdend ist und die der dritten, daß sie ein Ausdruck der bürgerlichen Schaffungsmoral ist. Ein Überholen der Kunstkrise ist nur denkbar, wenn Methoden gefunden werden, welche eine Verneinung der drei erwähnten Grundfragen erlauben.

Einer der erwähnten Gegenstände sei beschrieben und abgebildet. Innerhalb eines üblichen Bildrahmens sind auf einer gleichgültigen Unterlage verschiedenen gefärbte angebrannte Kerzenstummeln in Gruppen so angebracht, daß ihre Dochte horizontal in den Raum weisen. Die Folgen dessen sind diese: a) Der Rahmen bedingt den Beschauer, das Ding wie ein Bild anzusehen, und dazu wird er auch durch die Farbverteilung geführt, die sich ihm innerhalb des Rahmens darbietet. b) Das Herausragen der Stummeln bedingt den Beschauer, das Ding wie eine Skulptur anzusehen und anzurühren. c) Die Tatsache, daß er vor angebrannten Kerzen steht, bedingt den Beschauer, sie mit einem Streichholz anzuzünden. (Denn Kerzen sind „zünde mich an!“-Imperative.) d) Die horizontale, „unnatürliche“, Lage der Kerzen verneint ihre Anzündbarkeit, also ihr Kerzenwesen, und verlangt vom Beschauer eine ungewöhnliche Einstellung ihnen gegenüber. e) Die pflanzenähnliche Gestalt einer jeden Kerze wird durch die Gruppierung der Stummeln stark betont, und erweckt im Beschauer den Eindruck eines paradoxen, weil horizontal „wachsenden“ Gartens. f) Die formale und taktile Ähnlichkeit zwischen Kerze und Phallus wird durch den Gartencharakter des Dings und durch die orgelähnliche Anordnung der Kerzen im Ding zugleich betont, und zugleich witzartig in den Bereich der Gartenlaube und der Kirche verschoben.

Diese absurden Widersprüche, die das kleine Ding an der Wand im Beschauer erweckt, können so zusammengefaßt werden: ich stehe vor einem Bild, das eigentlich eine Skulptur ist, die ich anzünden sollte, aber nicht kann, weil sie sonst tropfen würde, und die einen Garten darstellt, der aus lauter männlichen Gliedern besteht, die lächerlich sind, weil sie sich gebärden als wären sie Bäume und Orgeln.

Und ich weiß: als Bild gesehn ist das Ding dort ein „abstrakter Kitsch“, als Skulptur ist es weich und unmonumental, als Kerze zu nichts gut, als Garten zu klein und falsch aufgestellt, und als männliche Glieder nicht einmal für pornographische Illustrationen zu benützen. Was also soll ich damit tun, denn etwas tun muß ich damit, da es meine Kategorien sichtlich so verwirrt hat? Das ungefähr die Wirkung des geschilderten Gegenstandes.

Als Versuch einer Antwort auf die oben erwähnten drei Grundfragen der

heutigen Ästhetik ist eine solche Wirkung etwa wie folgt zu deuten: a) Hier hat eine künstlerische Praxis zu einem „Werk“ geführt, das mich nicht bedingt, sondern im Gegenteil meine mich bedingenden Vorurteile lockert, und mich auffordert, zu wählen. In diesem Sinn befreit mich der Gegenstand (zum Beispiel von Bildern und Kerzen). b) Hier hat eine künstlerische Praxis etwas vor mich hergestellt, das so weich und verzehrbar ist, daß ich es ohne weiteres weiter behandeln oder aber den Flammen übergeben und in amorphes Wachs (bzw. Stearin), verwandeln kann. In diesem Sinn fordert es mich auf, mich an seinem Prozeß (seiner Historizität), entweder mitzuengagieren, oder zu degagieren. c) Hier hat eine künstlerische Praxis in einem „Werk“ nicht geendet, sondern einen Gegenstand hergestellt, den ich selbst weiterführen oder beenden kann, indem ich ihn entweder umstelle oder verbrenne. Es handelt sich hier also nicht um einen Ausdruck der Schaffungsmoral, sondern einer Moral des zwecklosen Spielens. (Dabei ist es selbstredend vollkommen gleichgültig, ob diese drei Antworten vom Künstler selbst bewußt oder unbewußt angestrebt wurden.)

Das Interessante an diesem Gegenstand ist nicht, daß diese Antworten gegeben (oder zumindest angedeutet), wurden. Die Szene der heutigen Kunst bietet da Antworten weit radikalerer Art und von weit größerer Stoßkraft. Das Interessante ist, daß diese Antworten mit so bescheidenen und unscheinbaren Mitteln gegeben wurden. Das scheint zu beweisen, daß die Krise der Kunst in ein Stadium getreten ist, in dem sie sich schöpferisch auf den allerverschiedensten Ebenen äußert. Das Publikum soll darauf aufmerksam gemacht werden, daß dieser universale Prozeß in seinem eigenen Schoß vor sich geht.

V. F.

GINA THUSEK hat als Bildhauerin und darstellende Künstlerin lange Erfahrung im In- und Ausland. Sie lebt seit vielen Jahren in Meran und muß das Schicksal derjenigen Südtiroler Künstler teilen, die wenig im „eigenen Land“ gelten. Sowohl ihr bildhauerisches Werk in Form charakterstarker Bronze-Portrait-Büsten und bewegter Statuen, wie auch ihr bildnerisches Werk in Zeichnungen und neuerdings Collagen, hat immer mutig und eigenwillig ein Kozept verwirklicht, wie es der geistigen Begründung der Künstlerin entsprach, somit weniger dem Publikums-Geschmack entgegenkommend. Daß trotzdem in Skandinavien, Deutschland, Österreich und der Schweiz ihren Arbeiten seitens der Kritik und der Kunstinteressenten immer wieder Aufmerksamkeit und Anerkennung entgegengebracht wurde, mag denen, die ihr Urteil gerne in solcherart „Anlehnung“ bilden wollen, ein Hinweis sein. Ihr Studium hat sie in Wien begonnen, wohin sie von ihrem Geburtsort Römerstadt in Mähren kam, studierte später in Teplitz-Schönau, in Florenz, in Mailand (Brera, bei Marino Marini) und erhielt zahlreiche internationale Auszeichnungen. Anschrift: 39012 Meran, St. Franziskusstraße 27, Tel. (0473) 32546.







## BRUNO VALLAZZA

Bruno Vallazza, Jahrgang 1935, kein Unbekannter unter den Grödner Ästheten, stellt sich hier mit einigen Lichtbildern und den Bemerkungen meiner Wenigkeit als Kunstschlosser und Künstler in Eisen und Stahl den Lesern der Kulturzeitschrift „ARUNDA“, halb aus innerlicher Notwendigkeit und halb mit Eigennutz — denn welcher Streber in Gottes müßigen Gefilden könnte auf die Bedingungen seiner Existenz auf diesem krisendurchwüteten Erdenball wohl vergessen und verzichten? — vor!

Neben den Kritiken seiner Kritiker betrachte ich mir zuerst die Reproduktionen von Skulpturen neueren Datums, und muß feststellen, daß — immer darauf bedacht die Sprödigkeit und Selbstgeschlossenheit des Materials nicht zu vergessen — der Bursche am Ambos mit dem Zeug, das halb glühend, halb funkelnd unter dem Hammer liegt, seine wenn nicht impertinente, so doch sehr persönliche Zwiesprache hält.

Formen, die auf massivem Sockel in leichten Schwingungen zeichnerisch menschlicher Provenienz nach oben streben: musikalisch beschwingt die einen, fleischgewordenen Stelen gleich; Formen mit Schlangenschluck, das ist auf kurzen Säulen flache Kapitelle sich noch und noch wiederholend nach oben reckend die anderen.

Genießt in diesen zwei Ausdrucksweisen die Vorstellung vom Menschlichen und Klassischen im vertikalen Aufbau noch den Vorrang, so taucht unter den mir vorliegenden Lichtbildern noch ein drittes Moment auf, mit dem ich mich noch in aller Kürze befassen möchte: Das waagrechte Nebeneinander in Balkenschnitt; sich beugend und aus der Unterdrückung wieder aufbäumend, aber in seiner schwungschönen Geschlossenheit unauffällig als menschlich gewußtes und gewolltes Ganzes den unverbildeten Beschauer versöhnend. Hier, vor allem in diesen anscheinend so anspruchslosen Bestrebungen, wird uns vom Künstler der Sinn der Moderne augenscheinlich erklärt: Material unter Überdruck, doch in keiner Weise für das sehende Auge menschliche Regungen in Abrede stellend: Der gordische Knoten in vereinfachter Synthese.

Aber Bruno Vallazza kann auch anders, wenn er will. Der ältere Bruder von Markus Vallazza erregt zwar nicht das öffentliche Interesse wie der Graphiker und Dichter; jedoch unterläßt er es auf keinen Fall sich für die charismatischen Vorgänge im Norden und Süden der Welt gelegentlich ein Haar grau werden zu lassen. Er liest Bücher, um die selbst ich, der versierte Schriftsteller gelegentlich einen weiten Bogen zu machen beliebe.

Jedoch die unausbleibliche Schattenseite von diesem „Hochgenuß“ ist dann wieder die Beschäftigung mit den chronischen Forderungen des Alltags: Er fertigt Türklinken, Gitter für Gärten und Balkone, Fensterschutz, Plastiken für den Park in vegetabilisch biologisch vereintem Aufschwung, Leuchter, Rucherständer und dergleichen Sachen für den Hausgebrauch, „für Innen und Außen“.

Man braucht unseren Konkurrenten im Betrieb anderer Konkurrenten daher weder viel Gutes, noch wenig Böses zu wünschen; denn Bruno Vallazza steht seinen Man, wo immer es darauf ankommt. Zeitungen und Politik sind ihm zum Verdammen verhaßt — und sicherlich hat er mit dieser weisen Selbstbeschränkung nicht viel verloren. Also heißen wir ihn weiterhin, wie unter den bisher erlebten und erlittenen Umständen Zeit und Anerkennung gewinnen. Glück auf!

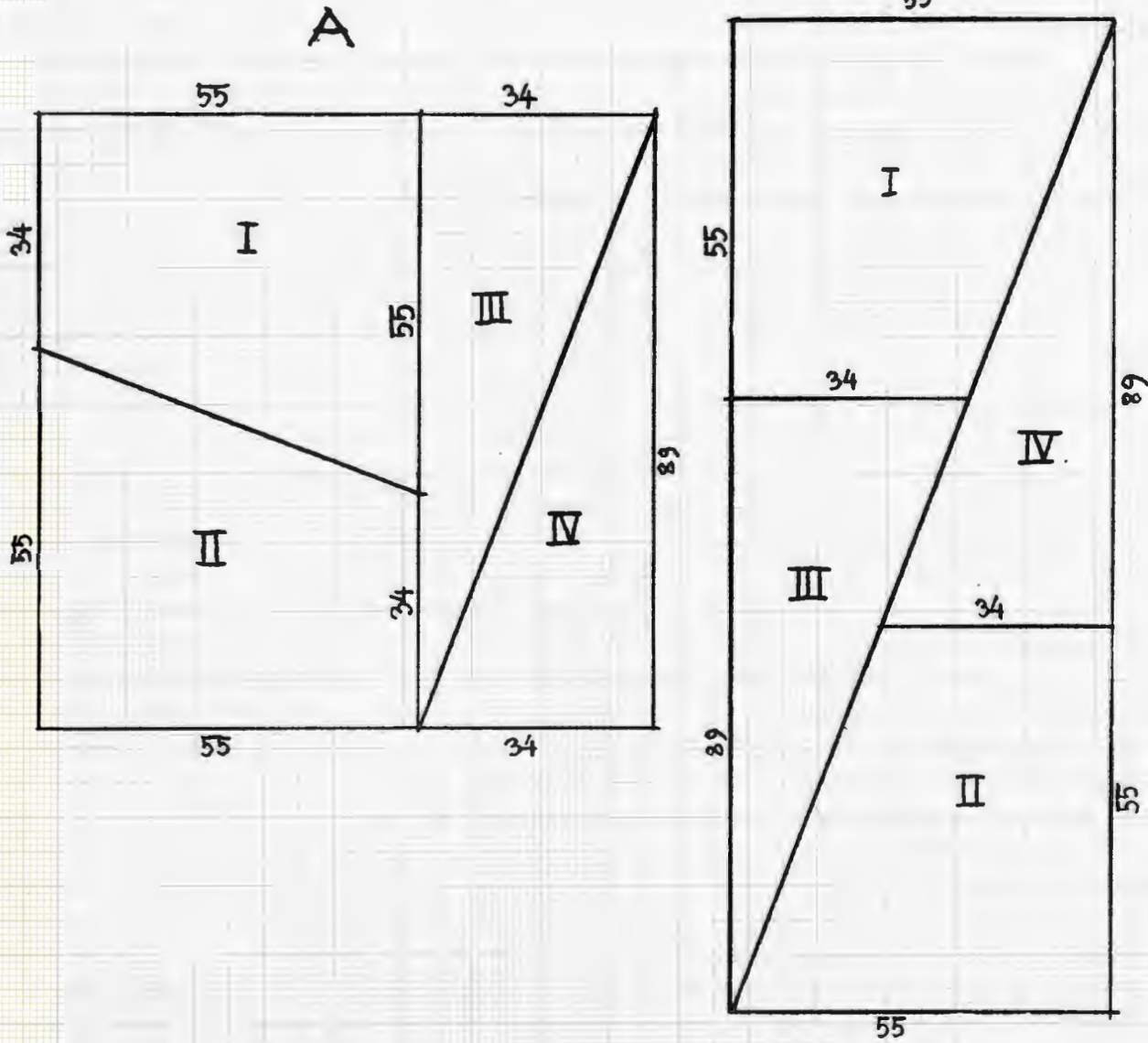
*Franz Jos. Noflaner*







Figür A wird zerschnitten und - wie B zeigt - wieder zusammengesetzt



Die Teile sind dieselben, jedoch die Gesamtflächen differieren um  $1 \text{ dm}^2$ . Warum?

Die ersten 5 Teilnehmer mit richtiger Lösung dieses Rätsels von Klaus Seltner erhalten als Preis ein Bild von Lise Seltner!\*

oooooooo

Lösung des Rätsels von ARUNDA 1:

$$\begin{array}{r} \text{ZWEI} \times \text{ACHT} = \text{SECHZEHN} \\ 7685 \times 2394 = 18397890 \end{array}$$

Leider fand sich unter den Einsendungen keine richtige Lösung.

\* (Angehung an die Redaktion der ARUNDA!)

IATZ PIN I SCHUS FUFZEHNTE MOLL DO  
REIDN TUA I A SCHUN WIA A MERANER  
IATZ ISCHES WORM  
IATZ PAU I A HAUS IN OUBERMOAS  
IATZ SCHRAIB I IN MEINE LAIT  
AN KURZN PRIAF:  
JETZT BIN ICH SCHON DAS FÜNFZEHNTE MAL HIER  
ICH SPRECHE AUCH SCHON WIE EIN MERANER  
JETZT IST ES WARM  
JETZT BAUE ICH EIN HAUS IN OBERMAIS  
KOMMT MICH BESUCHEN  
KOMMT ALLE  
KOMMT

AUTOAUTOAUTOAUTOAUTOAUTOAUTOAUTO  
AUTAUTAUTAUTAUTAUTAUTAUTAUTAUT  
AUUAUUAUUAUUAUUAUUAUUAUUAUUA  
AAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAA!

UNT AN PARKPLATZ WELLN SIE  
A NOU HOBM...

KEMMEN SAINSE  
KEMMEN TIANSE  
MIT DIE WURCHTIGN ELLEPEIGN  
MIT DIE PROATN AARSCH  
INNISITZN  
AUSSCHTRECKN  
AUF INS OUBM  
TONZN  
FAIN  
GONZFAIN

MEAR FAINS  
MEAR GRIANS  
MEAR SCHIANS  
MIASATS PAN INS GEBM  
FAADE PAGAASCH  
MEGGERN UNT RAUNZN  
MIT NICHT ZEFRIEDN  
A POOR ZE DIE OARN  
AUSI ZEN TEMPL  
OI ZE DIE WALSCHN  
FRISCH HINTERN VOURHONG  
(SOUS DER HERRGOTT WILL  
KEMMERS NOU DERLEBM  
NOCHER SAIMER SCHTILL)

GELD HOBMER KUANS  
SCHINTN WIA DIE TEPPM  
SKRAITZ TUAT INS WEA  
DIE KUA HOT VERWORFN  
DIE ANNA TRAIPS  
MITN SEPP  
ROBMPRATL  
RATSCHKATTL  
SCHWEINEREI  
POLIZEI (KARABINIERI)  
MA PORKO KANE  
OBER GSUND SAIMER  
LUSCHTIG SAIMER  
NIA LARMEN  
UNT NIA  
LAMENTIERN  
TIAMER

DIE SUNN SCHAINT WIEDER WORM  
HERRGOTT  
ERPORM  
DIE DER ORMEN SINDER  
DE NIT WISSN  
WOS SIE TIAN  
(SOLLN)



TRAUBENKURTRAUBEN  
KURTRAUBENKUR  
NOUANKEARNNOUAN  
KEARNNOUANKEARN  
UNT  
TRAUBENKURTRAUBEN  
KURTRAUBENKUR  
NOUANKEARNNOUAN  
KEARNNOUANKEARN  
UNT  
TRAUBEN  
KUR  
TRAUBEN  
NOUAN  
KEARN  
UNT  
SCHPAIBM MIASETI

MERAN AM SOUNDSOVIELTEN  
MATTHIAS SCHÖNWEGER

**BESTIMMUNGEN FÜR DIE  
PROVINCIA AUTONOMA DI BOLZANO ALTO ADIGE  
ÜBER DEN SCHUTZ DER ALPENFLORA**

**ART 1**

**ART 2**

**ART 5**

**UND ART 8**

**JA EBEN GENAU DESHALB  
SONST HÄTTE ICH IHNEN  
AUF DEN NÄCHSTEN SEITEN  
GERNE UND GEWISS  
EDELWEISS  
UND ENZIAN UND SO  
ABER LEIDER  
ABER SO**

**GLOSSAR  
DAS SCHOPPLOCH IST  
EIN LOCH ES VERBINDET  
VON OBEN NACH  
UNTEN DIE SCHEUNE  
MIT DER KRIPPE IM  
KUHSTALL DURCH ES  
WERDEN DIE KÜHE  
MIT GRAS UND HEU  
GEFÜTTERT**

**SCHOP  
PLOCH**



**GLOSSAR  
DAS SCHOPPLOCH IST  
EIN LOCH ES VERBINDET  
VON OBEN NACH  
UNTEN DIE SCHEUNE  
MIT DER KRIPPE IM  
KUHSTALL DURCH ES  
WERDEN DIE KÜHE  
MIT GRAS UND HEU  
GEFÜTTERT**



# ARUNDA = ARA

(= Papageienart)

EIN BEITRAG ZUM THEMA ZERSTÖRUNG  
MEIN AUFRUF  
FLORA SCHÜTZEN  
UND FAUNA

MERAN AM SO UND SOVIELTEN  
MATTHIAS SCHÖNWEGER



## FÜNF SÜDTIROLER THEATER-AUTOREN

Aktive Beschäftigung mit dem Theater ist in Südtirol bereits Tradition. Nichtsdestoweniger war es wohl immer mühevoll, auch der viel zu leicht aus den Federn fließenden Kritik wegen, aus Mangel an Aufgeschlossenheit und dementsprechender Förderung. Manches wurde begonnen, wird traditionell weitergeführt, vieles wurde aufgegeben.

Von den Initiativen, die nach langjähriger Planung und durch ebenso begeistertes, wie zähes Durchhalten nun zum Tragen kommen wird, sei hier eine herausgegriffen: Fünf Südtiroler Autoren werden in diesem Herbst die Uraufführung ihrer Stücke erleben. Dabei handelt es sich um ein echtes Spektrum, in dem alle Farben vertreten zu sein scheinen: Ein Versuch des Pluralismus; ein Beweis für die These: „Es gibt andere Stücke.“

Diese These stammt aus den Reihen der „Interessengemeinschaft Theater in Südtirol“, die nun unter dem neuen Namen „Südtiroler Initiative“ etwa 60 bis 70 Laienspieler aus dem ganzen Land heranzieht, damit südtiroler Autoren nicht nur für die Schublade schreiben müssen. Hier soll sich Jugend, Temperament, Mentalität manifestieren, und ein Grundstein zu einer neuen Südtiroler Theaterliteratur und lebendigen Beteiligung der Zuschauer gelegt werden.

Ein gemeinsames Plakat wird die jeweils einmal in Bozen und Lana (und danach an verschiedenen anderen südtiroler Orten) zu zeigenden Stücke ankündigen. Dabei wird für jedes Stück eine Spielgruppe, deren Zahl von 3 bis 27 Mitglieder wechselt, zusammengestellt, die bevorzugt aus dem Herkunftsbereich des Autors stammt. Mit den Proben ist natürlich schon begonnen worden.

Im einzelnen wird von Kuno Seyr „Die Blase“, von Matthias Schönweger „Die Generalprobe“, von Oswald Waldner „Die Dächer von Aschalon“, von Luis Zagler „Wenn der Stolz zum Schicksal werd“ und von Albrecht Ebensberger „Südtirol das Niemandsland“ auf die beschriebene Art und Weise gestaltet werden. Auf die einzelnen Stücke werden wir in den nächsten Ausgaben von Arunda eingehen.

Uraufführungen im Herbst 1976

G. B.



## ZERSTÖRUNG EINES FRESKOS

Es handelt sich um das Kriegerdenkmal, das Karl Plattner im Laufe des Jahres 1952 in der Totenkapelle des Friedhofs von Naturns fertiggestellt hatte. Das Werk ist, nach Aussage des Malers, eine seiner besten al fresco-Arbeiten geblieben. Dieses Kriegerdenkmal hatte ein bewegtes Vor- und ein nicht minder bewegtes Nachspiel. Es lohnt sich, darüber zu berichten, umso mehr als, außer in der (leider nicht mehr erscheinenden) Zeitschrift „die brücke“ (Nr. 14, Dez. 1968) bisher nichts veröffentlicht wurde.

Rekapituliert man das damalige Kunstverständnis der südtiroler Allgemeinheit, so ist es nicht verwunderlich, daß es zur Zerstörung des Freskos geradezu kommen mußte! Bei einem Kriegerdenkmal gar — da wollte man Krieg, Stolz und Vaterlandsliebe sehen. Plattners Entwürfe waren solcher Auffassung diametral entgegengesetzt: er malte eine Pietà, Symbol des menschlichen Leids, also Anklage, nicht heroische Herausforderung! Daß er dies mit ungewohnten (kubistischen) Formen und Farben tat, brachte einen Teil der Bürger umso mehr auf. Das Volk fühlte sich düpiert, es empfand solche Malerei als Provokation und so manchem Frontkämpfer wurde von Blut- und Boden-Kämpfen klargemacht, daß man ihn mit solchem Gepinsel verrate. Doch nun zur Sache.

Der Zustimmung für die Fresko-Entwürfe Karl Plattners war eine ziemlich bewegte Gemeinderatssitzung vorangegangen, an der der damalige Pfarrer, obwohl ausdrücklich geladen, nicht teilnahm. Schließlich gelang es dem damaligen Bürgermeister, Herrmann Kristanell, doch, die Annahme der Entwürfe, und damit den Auftrag für das Fresko, durchzusetzen. Wieviel Mut und wohl auch politische Unerfahrenheit dazu gehörte, einen solchen Entschluß zu treffen, steht auf einem anderen Blatt!

Plattner war in der Totenkapelle bereits bei der Arbeit, als er sich entschloß, dem Pfarrer, Herrn Franz Gasser, einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Da ließ der Geistliche auf den Maler und seine Arbeit sofort eine heftige Attacke los und drohte, daß er das Fresko nicht einweihen werde. Plattner antwortete dementsprechend. Ein Beispiel von Intoleranz oder Naivität? Vielleicht beides, denn es kennzeichnet so recht die damalige Mentalität: neben aufgeschlossenen Leuten gab und gibt es andere, die sich speziell in der Kunst nur nach Klischees zu orientieren vermögen. Schließlich wurde das Fresko am Allerseelentag 1952 doch eingeweiht: ein Wink von oben dürfte den Pfarrer zur Raison gebracht haben, denn bei der Eröffnung anwesend waren u. a. Behördenvertretern auch LH Magnago.

Die Überraschung folgte genau ein Jahr danach. Die Hetzkampagne gegen das Fresko von interessierter Seite hatte den Pfarrer veranlaßt, seinen Kooperator (Herrn Valtingojer) zu einer Predigt zu ermutigen, die sich eben am Allerseelentag 1953 mit Vehemenz auf die Prozessionsteilnehmer entlud. Der Mann bezeichnete Plattners Arbeit schlicht als Schweinerei. Mancher Naturnser Bürger ging mit gemischten Gefühlen nach Hause.

Am 6. Dezember desselben Jahres dann die Sensation: man fand das Fresko arg, teilweise völlig zerstört vor. Plattner erreichte diese Nachricht in Brasilien, wo er inzwischen mit seiner Frau wohnte. Der Maler teilte der neuen Gemeindeleitung unverzüglich mit, daß er das Kriegerdenkmal gratis restaurieren würde, worauf ihm diese antwortete, daß sie das Denkmal „einstweilen“ verdecken wolle.

Bei seinem nächsten Besuch in Südtirol ging Plattner zur Kurie nach Trient, wo man ihn zwar höflich empfing, aber keine Stellung bezog. Schließlich ließ ihm der Bischof schriftlich bestellen, daß er gegen die Arbeit nichts einzuwenden habe; es folgte aber ein sibyllinischer Nachsatz, der sinngemäß so lautete: sollte in der Totenkapelle eine Messe gelesen werden, so sei der untere Teil des Freskos zu verdecken. Plattner wollte sich mit dieser theologischen Bildauslegung nicht zufriedengeben, sondern verlangte (wenn schon!) volle Rehabilitation. Aber als er zur Wahrnehmung seiner Interessen einen Rechtsanwalt suchte, fand er keinen, der sich mit der Kirche anlegen wollte. Die Advokaten wußten Bescheid! Nachdem Plattner als Maler international bekannt geworden war (er hatte bereits die Fresken im Bozner Landhaus und im Salzburger Festspielhaus gemacht), wandte sich die Gemeinde Naturns erneut an ihn mit dem Ersuchen um Restaurierung. Jetzt lehnte der Maler ab und verwies die Herren auf Prof. Carlo Andreani aus Trient, der das Fresko Ende Oktober 1968 schließlich wieder in Ordnung brachte.

Die Moral aus dieser schulbeispielhaften Geschichte erübrigt sich. Aber eben doch: eine Form der Zerstörung.

Roland Kristanell



Eine der unerfreulichen Erscheinungen unserer Zeit sind die Kirchendiebstähle. Mehr oder weniger alte und künstlerisch wertvolle Schnitzereien, Gemälde und sakrale Gegenstände werden aus Kirchen und Kapellen gestohlen und bleiben dann in den allermeisten Fällen für immer verschollen. Zerstörung? Es wäre irrig zu glauben, daß Kirchendiebstähle nur die Kirchen und Gläubigen angehen — diese Gegenstände gehören allen, sind unser gemeinsames, geistiges Eigentum, und wenn solche Gegenstände geraubt werden, wird eine seit Jahrhunderten bestehende Ordnung gestört. Wir alle werden bestohlen, ob gläubig oder nicht, ob praktizierend oder nicht. Darum mag hier kurz die Rede auch über Kirchendiebstähle sein — einst und jetzt.

Immer wieder liest man in der Tagespresse des Auslandes und leider auch Inlandes von derlei Einbrüchen und Diebstählen. Diözesankonservator Dr. Karl Gruber, Brixen, hat in den letzten Jahren schon zweimal eine deprimierend lange Aufstellung der seit 1958 in unserem kleinen Land südlich des Brenners gestohlenen kirchlichen Kunstgegenstände gebracht (Schlern 1973 und 1976) und dabei die bittere Feststellung getroffen: durchschnittlich jede Woche einmal findet bei uns irgendwo ein Kircheneinbruch statt. Die Aufstellung dieser vielen gestohlenen Gegenstände ist betrübend lang, und deprimierend ist auch das Gefühl der Machtlosigkeit, das man gegenüber solchen Raubanfällen hat. Verschiedene Gegenmittel wurden schon empfohlen — von der Alarmanlage bis zum im Kircheninneren eingesperrten Wolfshund, von der Generalkatalogisierung sämtlicher kirchlicher Kunstgegenstände bis zur Entfernung dieser Gegenstände aus den einzelnen Kirchen und deren Unterbringung in einem zentralen Diözesanmuseum. Manches wurde unternommen — mancher Einbruch vereitelt. Aber das schleichende Gefühl der Wehrlosigkeit wird man nicht los.

Wohin die geraubten Gegenstände gehen, weiß man nicht, denn nur selten gelingt es der Polizei, einen dieser Kirchendiebstähle aufzuklären. Hier sind meist professionelle Leute am Werk, die sehr geschickt arbeiten und sichere Hintermänner und Drahtzieher haben, sofern sie nicht überhaupt auf gezielte Bestellung arbeiten. Es scheint jedoch so zu sein, daß die geraubten Statuen und Bilder, Putten, Leuchter und Kruzifixe den Weg in die großen Städte Norditaliens antreten, aber auch hinaus in die Bundesrepublik und mitunter sogar über den Ozean gehen. Doch hierüber weiß man — leider — zu wenig.

In dieser Form sind die Kunstdiebstähle aus Kirchen eine Erscheinung unseres Jahrhunderts. Offenbar gibt es wohlhabende Leute, die das Bedürfnis haben, ihre Wohnzimmer und Büros, Diele, Treppenhäuser und Salons mit altem Kunstgut auszustaffieren. Gewiß, es gab und gibt auch alte Gegenstände, die man regulär beim Antiquar oder einem Fachhändler erwerben kann und die nicht geraubt worden sind — aber diese sind nur

in einer beschränkten Anzahl und Güte vorhanden und vor allem — sehr teuer! Hier nun bietet sich der reiche Kunstschatz der vielen Kirchen und Kapellen unseres Landes und auch andernorts wie von selbst an — und was fragt schon irgend so ein (weiß Gott, wie) zu Geld gekommener Herr, ob die alte Madonna da gestohlen oder gekauft wurde, Hauptsache, man kann nichts nachweisen und die Madonna steht schön da und dokumentiert auf diese Weise den Reichtum ihres Besitzers! Mehr als einer dieser neuereichen Herren soll schon augenzwinkernd ein vertrauliches Pst! gesagt haben, wenn er von Freunden auf die Provenienz des alten Kunstgegenstandes angesprochen wurde. Wie man sagt, soll es auch Herren geben, die von einer Kirche zur anderen fahren — Weingartner bei der Hand —, sich dort die noch vorhandenen Gegenstände ansehen und — wenn sie ein Gemälde oder eine Skulptur ihres Gefallens entdeckt haben — mit den geeigneten Leuten in Verbindung treten, um in den „Besitz“ dieser betreffenden Dinge zu gelangen. Doch all dies sagt man nur, denn wissen tut man hier einfach zu wenig, Diskretion wird groß geschrieben.

Was noch seltsamer ist: sogar Museumsdirektoren sollen zu solchen obskuren Auftraggebern geworden sein! Sie „bestellten“ ein oder mehrere solche Gemälde, Kruzifixe, Leuchter oder Figuren, kauften sie dann — auf dem Papier — regulär an und vermerkten die Ausgabe auch ordnungsgemäß in ihren Büchern, ließen aber die angekauften Kunstgegenstände sofort und unauffällig im Keller des Museums verschwinden, bis die für derlei Vergehen vom Gesetz vorgesehene Verjährungsfrist verstrichen ist. Prof. N. Rasmò schrieb in Band XI seiner „Cultura Atesina“ hierzu unter dem Titel „Ladri“: „... taluni direttori di Musei per un male inteso desiderio di arricchire le collezioni loro affidate, non si peritano di comperarle (gemeint sind: gestohlene Kunstgegenstände aus Kirchen), per quanto ne conoscano l'illecita provenienza. Essi, ben sapendo che dopo un certo numero di anni cade in prescrizione, tengono nascosto l'oggetto nei depositi riservandosi di esporlo solo quando potranno farlo senza essere oggetto di denunce e di richieste legittime di restituzione.“ Prof. Rasmò spricht hier offenbar von italienischen Museen, deren Direktoren durch falschen Ehrgeiz und übertriebenes Geltungsstreben zu derlei gesetzwidrigen Ankäufen und vielleicht sogar „Bestellungen“ verleitet wurden, doch mag dies auch andernorts der Fall gewesen sein. Hier könnte nur, wie Prof. Rasmò schreibt, eine gesetzliche Verordnung Abhilfe schaffen, daß nämlich Kunstdiebstähle nie verjähren, dann hätte man dem sauberen Herrn Direktor sein Handwerk gelegt. Daß man in neuester Zeit Kunstdiebstähle auch zu Erpressungszwecken verübt hat, mag hier nur kurz erwähnt sein. Sie sind in Italien vorgekommen, in Südtirol bislang nicht.

Es wäre falsch zu meinen, daß Kirchendiebstähle erst in unserem Jahrhundert aufgekommen sind.

O nein. Derlei Typen hat es schon immer gegeben, die ohne Anstrengung möglichst rasch und bequem zu Geld zu kommen trachteten, auf Kosten der anderen natürlich. Und so hat es auch Kirchendiebstähle bereits in früheren Jahrhunderten gegeben. Doch unterscheiden sich diese Kirchendiebstähle von einst wesentlich von denen von jetzt, wie schon ein paar Nachrichten über derlei Diebstähle aus dem vorigen Jahrhundert zeigen: 1850 — „Heute nacht (29. April 1850) wurde aus der Franziskanerkirche in Bozen unter Erbrechung einer Thüre und des Tabernakels eine goldene Monstranze samt dem Allerheiligsten entwendet.“ So berichtete das „Bozner Wochenblatt“ in seiner Ausgabe vom 1. Mai 1850. Etliche Zeit später konnte das Blatt seinen Lesern mitteilen, daß die mutmaßlichen Täter „zwei Individuen aus der Gegend von Cles im Nonsberg“ seien. Man hatte sie bei einem Versuch, in die St.-Stephans-Kirche in Pinzon bei Neumarkt einzubrechen, überrascht und festgehalten.

1852 — „Am 26. Mai wurde nachmittags ein frecher Kirchenraub in der Klosterkirche der Englischen Fräulein in Brixen verübt. Eine Frau (!) beraubte nämlich das auf dem Seitenaltar stehende Madonnenbild der goldenen und silbernen Medaillen, sogar der Votivherzen, die ebenfalls aus Silber waren. Um zu dem Altar zu gelangen, mußte die ehrlose Person das Kirchengitter übersteigen und das Tafelglas, hinter welchem sich die geraubten Gegenstände befanden, einschlagen. Ihre 10 jährige Tochter war auch am Raub beteiligt, indem sie Schmiere stand.“ (Bozner Wochenblatt). Wie die Zeitung weiter berichtet, konnte die Frau schon am Morgen des nächsten Tages verhaftet werden. Die geraubten Medaillen und Herzen kamen wieder in die Kirche zurück.

1862 — Wie die „Bozner Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 2. Oktober 1862 berichtet, war am 23. September jenen Jahres in die Kirche von St. Leonhard in Passeier eingebrochen worden. Der oder die Täter schlugen ein Fenster ein, bohrten den Tabernakel auf und raubten die Monstranze samt dem Ziborium, „deponierten jedoch“ — wie die Zeitung ausdrücklich vermerkt — „die in der Monstranze enthaltenen Hostien im Tabernakel“, offenbar ein Rest von Ehrfurcht vor kirchlichen Gegenständen. Der Täter wurde nicht gefaßt, man verdächtigte aber einen etwa 30 Jahre alten „Wälschen“, der am Abend vor dem Einbruch im Dorf und in der Nähe der Pfarrkirche gesehen worden war.

1864 — In der Nacht zwischen dem 3. und 4. März 1864 wurde in die Franziskanerkirche in Kaltern eingebrochen. Die Diebe schlugen ein Fenster neben dem Haupteingang ein, zertrümmerten den Glasrahmen des Antonius-Gnadenbildes auf dem Seitenaltar und nahmen alles, was Silber und Goldwert hatte, mit — zahlreiche Votivherzen und Arme und Beine, die von dankbaren Geheilten dort angebracht worden waren, zum Zeichen ihres Dankes. Nur die Krone des Jesuskindes, das St. Anto-

nus in den Händen hielt, und drei wertvolle Münzen, die zu hoch oben angebracht waren, konnten die Diebe nicht erreichen. Auch dieser Kirchenraub blieb unaufgeklärt.

Im Februar 1880 berichtete die „Bozner Zeitung“ von kleineren Kirchendiebstählen in Sterzing und Welschnofen, und am 17. April desselben Jahres konnte sie ihren Lesern mitteilen, daß auf dem Virgl bei Bozen wieder einige jener gestohlenen Kirchengeräte zutage gekommen seien, die vor etlichen Jahren bei dem Kircheneinbruch in St. Nikolaus-Eggen abhanden kamen. Es handelte sich um einen zerdrückten Kelch aus Silber, 3 goldene Patenen und das Mittelstück der gestohlenen Monstranze. Der Täter hatte sie offenbar über den Kohlererberg heraus gegen Bozen getragen und kurz vor der Erreichung der Stadt, eben auf dem Virgl, im Gestrüpp unter Steinen und Felsplatten versteckt — um sie im geeigneten Augenblick dort hervorholen zu können. Schon bald nach dem Raub hatte man dort durch Zufall etliche der entwendeten Dinge aufgefunden. Der Täter wurde nie gefaßt.

Und so könnten noch mehrere Kirchendiebstähle aus alter Zeit aufgezählt werden. Das erübrigt sich aber, da schon aus den paar Beispielen ganz deutlich hervorgeht, worum es den Kirchendieben der guten alten Zeit gegangen ist: nämlich um silberne und womöglich goldene Gegenstände, wertvolle Münzen und derlei kleine und leicht transportable Dinge, die man dann bei einem unehrlichen Goldschmied oder Alleshändler absetzen konnte — wahrscheinlich nur um ein Zehntel des wirklichen Wertes! Derartige Kunstdiebstähle aus Kirchen sind heute ganz aus der Mode gekommen, gottlob. Wahrscheinlich bringen sie zu wenig ein.

Heute blüht dafür das Geschäft mit Gemälden und Skulpturen, wo es sich gleich einmal um Millionen handelt und nicht nur um ein paar lumpige Zehntausender. Es sind deren zu viele, die heute aus einfachen und ärmlichen Verhältnissen zu Geld gekommen sind und nun glauben, ihr Image mit solchen alten Gegenständen aufzuwerten und sich dadurch einen Anstrich von Tradition zu geben, die sie von Haus aus nicht haben. Aus dieser Gesinnung heraus schrecken viele von ihnen auch nicht davor zurück, ein Glied in der Kette der Zerstörung unseres gemeinsamen Kunstschatzes zu werden.

*Bruno Mahlknecht, Jahrgang 1940, Lehrer in Bozen-Gries, widmet sich besonders kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Themen, die er in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht; er ist auch freier Mitarbeiter des Senders Bozen. Im Athesia Verlag Bozen sind von ihm zwei „Gebietsführer“ erschienen: ROSENGARTEN-WELSCHNOFEN-KARERSEE (1975) und SARNTAL (1976); ein weiterer Band über Eppan wird im Frühjahr 1977 erscheinen.*

Die Ankunft in der alten fremden Stadt... nach sovielen Kilometern der Gegenwart. Mitten im Beginn des ersten heißen Frühlingsabends. Zwischen den Fingern träufelt der Duft von Heu und Vanille... die Zunge leckt am Angstschweiß.

Ankunft in der Lügenstadt. Von den Dächern fallen die Blütenblätter wie getroffene Tauben. Und welch ein stürzendes Lachen. Also kann das Aufschneiden von gegrilltem Fleisch am wohlversorgten Tisch wieder beginnen. Für dich fängt alles erst morgen an.

Nachts wachte er auf. Noch halb im Schlafe dachte er, es ist mitten in der Nacht und: ich werde gleich wieder schlafen. Aber das Stumme wurde wie Gummihände und deren feuchter Griff um den Hals. Er drehte sich auf den Rücken und starrte in den Raum. Langsam gab die Finsternis die Konturen der Gegenstände frei. Was tagsüber so abgerundet schien, entblößte sich zum Skelett.

Er hatte ein Stück Holz; vielleicht war es die Wurzel eines Feigenbaumes oder einer Rebe. Von dünnen Rissen gefurcht, sandweiß von Wasser und Sonne. Auf diesem ausgetrockneten Stück Holz hatte er zwei schwarze Käfer gesetzt, genauer: zwei starre ausgedörrte Käferleichen. Er hatte sie im Sand gefunden. Einem dieser daumnagelgroßen Kadaver fehlten zwei Beine.

Er hatte diese zwei Käfer, die sich auf den ersten Blick kaum von lebenden unterschieden, so auf das Holzstück aufgesetzt, daß sie aufeinander loszugehen schienen.

\* \* \*

Noch nie waren sie zuvor gemeinsam durch einen Wald gelaufen. Heute war es das erste Mal gewesen. Die Kiefern rochen harzig. Auf den dicht gestreuten braunen Nadeln rutschten die Halbschuhe aus. Er hielt sich hüpfend im Gleichgewicht. Als er das felsige Hügelstück einer Lichtung erreicht hatte, drehte er sich um und sah, wie sie die Arme ausbreitete.

Wie verrückte Hunde, hatte sie gesagt und gelacht.

Mit heraushängenden Zungen, hatte er ergänzt und auch gelacht, fast lautlos.

Joseph Zoderer

## FEIGLING, SAGTE ER

Erzählung

Vor dem Spiegel schob sie den Bauch ein wenig vor, strich mit beiden Händen langsam in einem halben Bogen darüber, umfaßte ihre vollen Brüste, fuhr mit einem Finger der Linie entlang, wo die Sonnenbräune sich von der geschützten weißen Haut abhob. Ihr Blick war ohne Neugier.

Durch das schmale Fenster sah er in die Stadt hinunter.

Unten im Regen die Schienentränge des Bahnhofs. Das nasse Schachbrett der gewürfelten Häuser, die langgezogenen Umrisse der Fabriken, und dicht unter dem Fenster die knorrigen Rebenstöcke, an denen die Regenfäden hingen.

Ihre Stimme, heiser: kannst du sprechen? Und: sei vorsichtig, versprich dich nicht.

Ich sehe eine Menge Regen, antwortete er. Was machst du mit dem vielen Wasser vor deinem Fenster?

Es ist wichtig, flüsterte sie, etwas genaueres über den Regen zu wissen.

\* \* \*

Als sie sein Auto sah, begann sie zu laufen. Mit schnellen trippelnden Schritten. Er erblickte zuerst das helle Grün ihres Mantels. Dann ihr schwarzes Haar. Oder umgekehrt. Oder beides zugleich. Du brauchst doch nicht meinetwegen zu laufen, wollte er ihr sagen. Aber sie konnte ihn nicht hören. Sie schlüpfte in den Wagen herein, schüttelte das Haar in sein Gesicht.

Ihre weiße Wäsche, ihr Büstenhalter waren feucht von Schweiß. Warum mußt du auch laufen, warf er ihr vor, nur um etwas zu sagen. Sie hatte Angst, sie war immer ängstlich, und doch tat sie alles, was sie wollte, auch gegen ihre Angst.

Du sollst den anderen nichts von dir erzählen, bat sie ihn. Sie la-

chen über dich. Ich könnte sie anspucken, sagte sie.

Um ihn zu überzeugen, fügte sie hinzu, ich schäme mich, wenn du dich vor ihnen klein machst.

Verstehst du nicht, meinte er, daß es nichts bedeutet, wenn ich mich vor ihnen lächerlich mache.

Schon am Nachmittag hatte er sich mehrmals gesagt, schade um den schönen Nachmittag, und: noch scheint die Sonne, es wäre besser und wir würden uns später daran erinnern, wenn wir jetzt hinunter gingen zum See, zum Schilf, zuerst vielleicht an laublosen Apfelbäumen vorbei und später an einzelnen Birken.

Aber erst am Abend fuhren sie durch Häuserzeilen hinunter, wo sie in der Dunkelheit den See vermuteten. Er war noch ganz benommen vom Schlaf und von zuwenig Schlaf und vom Wein und von der Wärme ihrer Haut. Auch von den Fragen, die er nicht beantwortete und deren Beantwortung sie auch nicht erwartete. Den Wagen stellte er vor einem Haus ab, dessen Fensterläden geschlossen waren. Ein Mann näherte sich, es schien, als zögere er, dann drehte er sich um und entfernte sich in der Finsternis.

Sie machten ein paar Schritte in die Dunkelheit hinein, blickten über eine Ufermauer und sahen keine Wasserfläche. Möglicherweise war das, was vor ihrem Gesicht lag, gefrorenes Moor. Er glaubte Eisflecken schimmern zu sehen, aber kein Schilf.

Sie kehrten wieder zum Auto zurück. Ein paar Meter fuhr er, hielt aber den Wagen erneut an, stieg nochmals aus und suchte das Schilf. Unschlüssig ging er einmal in diese, einmal in jene Richtung, dann hielt er inne und hörte ihr Lachen aus dem Wagen herausdringen. Als er sich wieder hinter das Lenkrad setzte, hörte er auch sein Lachen.

Am nächsten Morgen sahen sie den See, standen auf der Mole draußen und lauschten auf die schrillen Pfiffe der auf- und niedersteigenden Möwen, beobachteten die Ducker-Enten, wie sie unter die sonnenglänzige Wasserfläche verschwanden und erst nach einer langen Weile wieder auftauchten.

Männer standen in einer Gruppe am Kai. Hunde, die sich jaulend beschnüffelten und einander über die Pier jagten.

Ein Hotel „Zur Krone“ mit zuge- nagelten Holzjalousien. Hinter dem Verandaglas sah er Stühle, die auf Tische gestellt waren.

An dies alles werden wir uns erinnern, sagte er zu ihr.

Er wußte nichts mit ihr auf Dauer anzufangen. Aber wenn sie nicht da war, lag er mit dem Gesicht auf dem Boden und dachte an nichts.

Der Hundegeschmack ihrer Hautwärme. Das Salz in ihren Achselhöhlen. Sie war in seinem Wachsein wie Schlaf, der jederzeit gestört werden konnte.

Ein Stück rosiges Fleisch. Über dem harten Bauchstreifen hinauf bis zum Nabel salzig und sonnenwarm. Die Brüste weiß.

Es ist schön, sie mit wiegenden Schultern über den Sand laufen zu sehen und, wie sie mit einem Kübel eine Gischtkrone abschöpft.

Sie gingen langsam in der Mittags- sonne über Plätze und durch lee- re Straßen. Und dann konnte es sein, daß er plötzlich wußte: dies ist der tote Punkt.

\* \* \*

Vor ihm die kleberig-harzige Mac- chiawand. Salbei- und Rosmarin- geruchswolken. Dazwischen Lila- blüten von Disteln und Wicken. Rote Erde. Smaragdeidechsen und einmal eine schwarze Nat- ter. Es hätte doch so schön sein können.

Oder wie nennt sich das?

Langsam störte es ihn nicht mehr besonders, daß er immer dort, wo er gerade war, gerade nicht war. Vielleicht ließ sich daraus die Be- wegung entwickeln, in der es sich unbewegt leben ließ.

Mitten im friedlichen Dahinson- nen dieser blauen Meertage, die- ser Stunden, in denen sie lachten und auf allen Vieren über den Sand krochen, in die ausebbenden Schaumwellen hineinkrochen, den Sand mit den Knien aufwühlend, mitten in dieser Zeit des gegen- seitigen stummen Verstehens, wußte er, daß dies alles so echt und so verloren wie ein wohltnen- der Stuhlgang war.

Ich begehe, sagte er sich, minde- stens einen Selbstmord pro Tag. Auch sonst morde ich, ohne zu übertreiben, ziemlich viel. Ich er- morde en suite Frau und Kinder, ich rotte kurzerhand eine Fami- lie aus, lasse sie durch Verkehrs-

unfälle, andere Unfälle und durch böse Wunder ums Leben kom- men. Und dann erledige ich mich als letztes Opfer. Ich könnte echt weinen. Zumindest bin ich echt deprimiert und mache nur aus diesem Grunde meine Modtaten wieder rückgängig.

Was ich nicht rückgängig mache, sind meine Selbstmorde und im übrigen morde ich auch weiter, allerdings mache ich das sozu- sagen ratenweise. Das heißt, ich vermeide einen exzessiven Aus- bruch aus meinen Gewohnheiten. Er versuchte sich zu erklären: verstehst du, zuvor habe ich den Hund beobachtet, wie er über den Strand tollte, so im Zickzack, das gefiel mir und doch dachte ich, ob ich ihn treffen würde, wenn ich eine Flinte bei der Hand hätte.

Ich beobachte dich, sagte sie, wenn zu Zeitung liest, wenn du Papier zerreißt. Du bist vornüber- gebeugt, scheinst wie abwesend zu sein, wie einer, der über dem Klavier gebeugt, einem Ton nach- lauscht. Und doch sehe ich es dein Gesicht an, daß du dies alles nicht wirklich ernst nimmst.

Sie drehte den Kopf zurück, um zu sehen, ob er sie beobachte.

Immer hatte er den Eindruck, daß sie wußte, wann er sie beo- bachtete. Sie lachte ihm zu, fuhr fort sich auszukleiden, schlüpfte aus dem schmalen durchsichtigen Slip, strich mit der Hand über die Haut.

Ihre Hinterbacken waren rund und fest. Sie setzte einen Fuß auf den zurechtgerückten Stuhl, schwang sich mit dem anderen Bein hinauf und kauerte über der Waschmuschel. Während sie zu ihm herüberlächelte, plätscherte ein dicker goldener Strahl in das Terracotta-Oval.

Sie betrachtete eine Gesichtshäl- fe im Spiegel.

Heute habe ich doch eine ande- re Farbe? fragte sie ihn.

Warum hast du nicht auch die andere Wange der Sonne zuge- dreht? fragte er zurück.

Und plötzlich sah er die Skelette dieser Sätze im Raum stehen.

Habe ich heute nicht eine andere Farbe? fragte sie noch einmal.

Er lag auf dem Bett, hatte den linken Arm über die Augen ge- winkelt und blieb stumm.

Nach einer Weile hörte er wieder das gleichmäßig schalende Mu-

schelgeräusch der Wellen, die das Meer in die Bucht warf.

Denken: das Ganze ist ein Gan- zes. Ist eine Kugel. Dies ist ein glasharter Apfel. Hineinbeißen. Damit machst du dich nur lächer- lich. Er biß hinein. Denn wer hat schon Angst lächerlich zu sein? Auf dem Rücken liegen. Auf der Seite liegen. Eingerollt. Wenn es ginge, mit dem Gesicht zwischen den Beinen. 30,2 Grad im Schat- ten.

Er flüchtete von einer Flucht in die andere Flucht. Seine Bewußt- losigkeit war ihm bis zur Bewußt- losigkeit bewußt.

Natürlich sagte er sich unent- wegt... so kann das nicht wei- tergehen und er wußte ziemlich genau, wie es nicht weitergehen durfte... daß er es wußte und doch weitermachte.

Wie ein Stier lief er vorwärts... mit gesenktem Schädel... nicht nur geradeaus, auch im Zickzack, aber immer mit gesenktem Schä- del.

\* \* \*

Auf mehreren zum Teil fettigen Papieren lagen verstreut ein gro- ßes Stück Ziegenkäse, zwei ange- bissene Paradeiser, ein dunkelro- ter Apfel und eine Handvoll schwarzer Oliven. Zwischen Brot- krumen, abgenagten Käserinden und Olivenkernen spuckte sie das Mus eines zerkauten Apfelbissens. Nein, sagte er langgedehnt.

Zuerst schien es, als ob es gleich zu regnen anfinde. Sie zeigte mit einem abgewinkelten Arm über ihre Schultern nach hinten, wo die Berge ein Tal machen und sagte: dort ist es schon schwarz, ich möchte, daß ein Gewitter kommt. Ich möchte einen ganz großen Regen.

Ihr Bauch war braun, silbrig überzogen von einer Sandhaut, in deren Mitte der Nabel, wie die von einem Fingernagel gerissene Wunde lag. Er strich quer über ihren Bauch und spürte den rei- benden feinen Sand.

Denkst du einen Gedanken, denkst du: darüber denke ich morgen nach.

Aber der Hund und die Steine wachsen dir in die Haut. Du kennst jede Wolke über dir, jede Sekunde ihrer Verwandlung. Du kannst deine Haut in Fetzen über die Kilometersteine hängen und mit deinen Knochen im Sand

spielen. Du schläfst im Geruch, im Innern des Brotes, zerkaust schwarze Oliven. Du gehst über den Gang, machst die Tür auf und zu, sagst kein einziges Wort. Du bist glücklich und merkst es kaum.

Ich kenne, erzählte er ihr, einen fast endlosen Strand. Auch an Feiertagen und Sonntagen läuft dort kaum eine Handvoll Ausflügler zusammen. Manchmal trifft sich ein homosexuelles Paar. Ein sehr schöner brauner Jagdhund ist dort. Mit einem weißen Streifen mitten über den Schädel. Er erregt ziemlich Mitleid, soweit ich das an mir beurteilen kann, weil er noch immer flink und gewandt ist, obwohl er eine völlig verkrüppelte Vorderpfote hat. Sowas habe ich überhaupt nicht für möglich gehalten. Direkt unter der Beuge muß ihm einmal der rechte Vorderlauf weggerissen worden sein, und es wuchs, ich weiß nicht wieso, der Rest des Fußes gleich unterhalb an. Das sieht nun so aus, daß am Stummel des rechten Vorderlaufs scheinbar zwei Pfoten wegbaumeln; eine davon besteht aus der Fleischwucherung und den Hautfetzen des weggerissenen Laufes und die andere ist die richtige Pfote, die vom weggerissenen Lauf übrigblieb.

Und dieser Hund läuft und sucht offensichtlich noch immer einen Herrn. Ich habe dieser schönen Krüppel-Hündin zwei Orangenspalten als Zeichen meiner Sympathie gegeben. Anderes hatte ich am Strand nicht bei mir. Zuerst spuckte sie das Obst aus, dann fraß sie das Zeug doch. Sie hatte ein Herz mit mir.

Auf diesem Strand, sagte er, tastete ich mich mit den Fußsohlen über eine Unzahl von Steinen der Sonne entgegen. Ich wollte mir nicht wehtun.

Warum er sich so verstecke. Sie meinte, er verstecke sich hinter Worten, hinter ganz anderen Worten als zu ihm gehörten.

Ich denke an ein anderes, dachte er, genauer, an eine kreisrunde ruhige Wasserfläche. Ein Schwarm Möwen hat sich darauf

niedergelassen. Viele fliegen auf, kreisen und gehen wieder nieder auf diese kreisrunde Wasserfläche.

Das ist alles.

Da war sein Kopf, unfrisirt. Der Atem nach Ziegenkäse, Olivenöl und harzigem Wein. Da war sein Kopf. Die Schneide eines Beils, ein breites Küchenmesser, ein Stahlkeil, kantiger schwerer Granit.

Er glitt mit einer Fingerkuppe, mit einem zweiten Finger über das rosarote Warme, beobachtete die Ausstülpung einer inneren Krone, zyklamblaß, stieß mit der Fingerspitze hinein, versuchte nicht zu verletzen.

Er wartete auf den Einsatz ihrer Stimme. Die Höhen bis dahin, wo er die Hand über ihren Schrei legen wollte.

\* \* \*

Der Hund lag mit gestreckten Pfoten zwischen seinen Füßen. Die Lefzen hatte er über den Fangzähnen etwas geschürzt, was ihm das Aussehen von Gefährlichkeit gab. In Wirklichkeit war er verängstigt und drückte sich mit schlappem Schweif schon in den Sand, wenn man sich — zehn oder zwanziger Meter entfernt — nach einem Stein oder einem Stück Holz bückte. Er erwartete immer eine Strafe. Kaum aber hatte man ihn zwischen den Schlappohren ein wenig zu kraulen begonnen, wurde er ausgelassen und frech, sprang bis in Brusthöhe hoch, setzte die Pfoten an und begann am nächsten faßbaren Stück Stoff zu zerren.

Er war ein Hund, der an der Wasserlinie entlanglief, während man selbst den halbsoffenen Bienen am Strand auswich. Wenn man den Strand verließ, blieb der Hund zurück.

\* \* \*

Der Salat schmeckt ausgezeichnet.

Doch, doch, ich mag gemischten Salat sehr gerne.

Aber jetzt bin ich satt, vollkommen satt.

Bitte, vergiß jetzt alles, außer daß wir hier sind, sagte er zu ihr. Sie fröstelten in diesem Gasthaus, und doch wollte er, solange es ging, hierbleiben. Jeder Bissen seines Omeletts war etwas Abgesichertes, Faßbares. Und solange er mit der vollen Gabel zum Mund fuhr, war er nirgendwo anders als hier und hörte sie sprechen und kichern.

Weißt du, sagte er, am Abend bin ich wie ausgelaugt. Es ist, als hätte ich Katzendreck auf der Zunge.

Im Zimmer ist es kalt. Die Decken sind noch zurückgeschlagen, wie an jenem Morgen, als er sie holen kam. Auf dem Nachtkästchen steht die Weckeruhr. Und neben dem elektrischen Ofen, der schon seit Monaten nicht mehr funktioniert, lehnt der Besen. Mitten im Saubermachen hatte er sie abgeholt. Sie war noch im Pyjama, Spangen im Haar.

Auf dem Bahnhof lagen die Schienen in der Sonne.

Mir gehen die Gespräche auf die Nerven. Nicht alle, aber fast alle. Das lief ihm so durch den Kopf. Du bist egoistisch. Du bist egozentrisch. Das sagen sie alle. Irgendwann sagen sie das alle. Und sie, diese Altruisten, machen mit ihm, was sie wollen.

Aber er wehrt sich, als ob sie ihn niemals fertigmachen könnten.

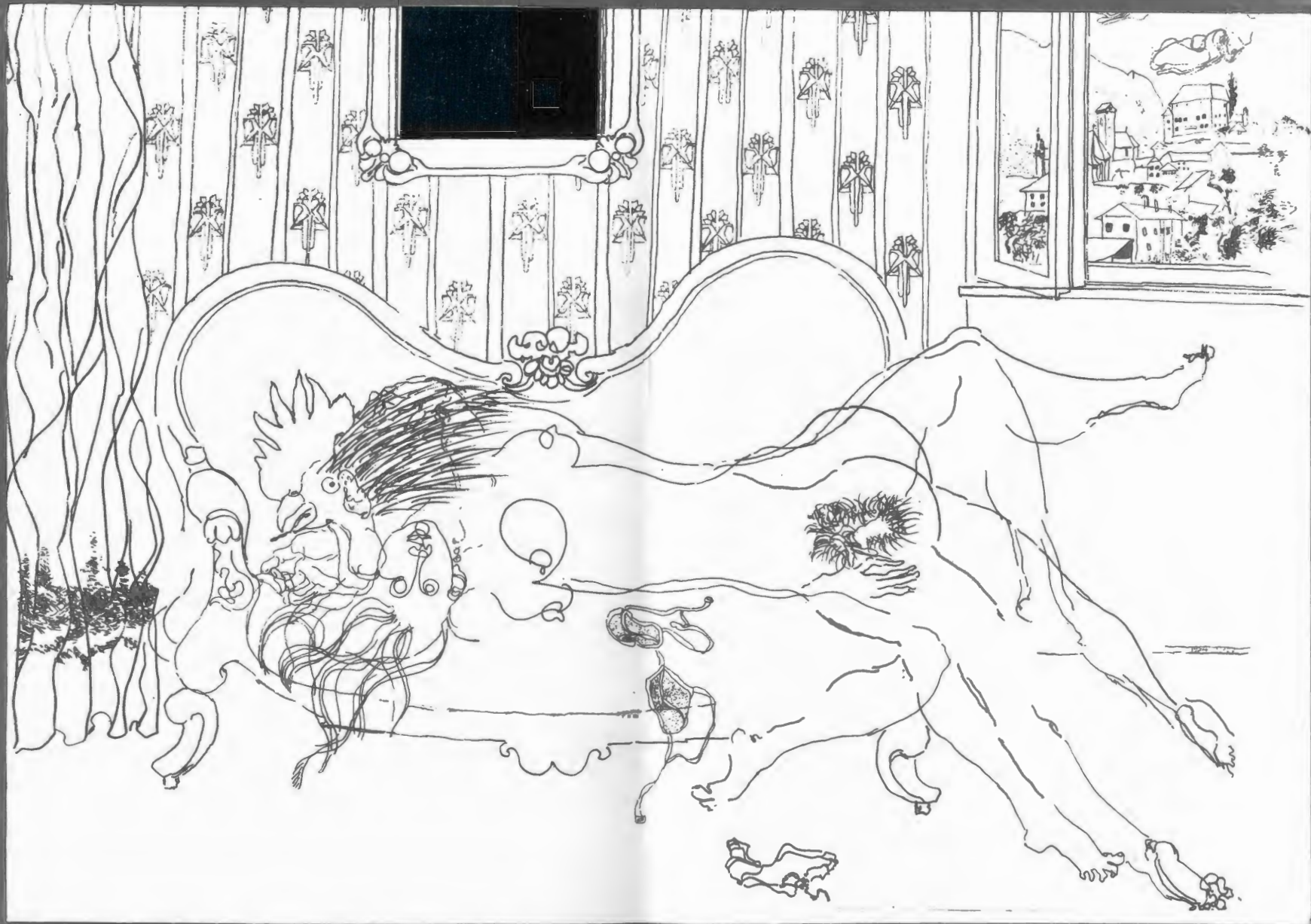
Denn solange er nicht im Winkel liegen bleibt, ist er wenigstens kein umgänglicher Hund.

Warum er oft stumm blieb, wollte sie von ihm wissen. Aber er konnte es ihr nicht sagen.

Vom Parkplatz schaute er an der Frontseite des Bürogebäudes hinauf.

Es war ein seltsamer Zufall, daß er sie hinter einem der Fenster in einem der letzten Stockwerke stehen sah. Und er wußte sofort, daß auch sie ihn bemerkt hatte, obwohl er zu weit entfernt war, um ihre Gesichtszüge zu erkennen.

Ich darf jetzt nicht die Hand





heben, sagte er sich, und auch sie machte kein Zeichen.

Zwischen zwei Fernlastzügen hindurch sprangen sie in die Finsternis. Es war hier weit und breit kein Haus. Aber sie kamen nicht zu reden, jedes begonnene Gespräch erstarb nach dem Beginn. Er hatte sie nicht einmal mit einer Fingerspitze berührt.

Nur das Schweigen vermochte sie immer wieder zueinander zu bringen. Es galt dieses Schweigen durchzustehen, wie ein Bad in einem Fluß am frühen Morgen.

Doch für ihn hieß es: sich weiter die Schnauze anrennen, aber auch: alles durfte und konnte noch einmal beginnen.

Du bist ängstlich, sagte er und wußte doch, daß sie allen Grund dazu hatte.

Feigling, sagte er und wußte, daß sie das bestimmt nicht war.

Im Auto, die Lichter abgeschaltet. Industriezone oder eine Gasse zwischen Mietskasernen.

Seine Jähzornsanfälle aus wichtigem Anlaß. Sie kauerte mit eingezogenem Kopf am Nebensitz.

Du bist ängstlich, sagte er.

Du kriechst ja auch vor ihnen, schrie sie vom Nebensitz jäh in sein Gesicht. Er konnte ihre Augen fast über dem Lenkrad sehen, schwarzglänzig wie von Zornschweiß triefend.

Jetzt ist es genug, sagte er und zog mit der freien Hand die ihre von seinem Nacken.

Das muß also auch noch sein, dachte er. Und: wozu.

Warum nicht das Gesicht entspannen?

Er wußte, daß es nutzlos war, jetzt zu lächeln. Er war schwer und unbeweglich wie ein Felsbrocken. Und daran wollte er selbst nichts ändern.

\* \* \*

Im Zimmer war es noch Nacht, aber nur weil er die Augen fast krampfartig geschlossen hielt. Es mochte gegen sechs oder halbsieben sein. Als er die Augenschlitze lockerte, war es fast acht. Durch die offene Balkontür kam ein frischer Luftzug. Alle Spiele würden

## NEUERSCHEINUNG

Joseph Zoderer

### DAS GLÜCK BEIM HÄNDEWASCHEN

Roman

In allen Buchhandlungen Südtirols erhältlich

sich wiederholen. Er machte sich Kaffee, er kochte ein Ei weich. Das Yogurth aus dem Eisschrank war ihm zu kalt. Er drehte das Radio an, hörte mitten in einen Satz hinein und drehte wieder ab. Rasieren verschob er.

Er wünschte sich jetzt Wiesen, und nichts als Wiesen, tagelang Wiesen, höchstens zwischendurch ein paar Waldlichtungen als Draufgabe.

Es hätte auch tagelang, nächte-lang, es hätte ohne Unterlaß weiterregnen können. Unter dem Dach hörte er das leise Zersprühen der Tropfen, das Anschwellen der tropfenden Ebene, das Tremolo der Erbsentropfen, das Zerplatzen der aufspringenden Wasserfüße. Mehr an sicherem Versteck als die Baumhöhle dieses Regens gab es nicht. Nicht reden müssen, nicht zuhören, nicht antworten.

Er trank sich Mut zu, er trank sich Stimmung zu, das Gefühl der Gemütlichkeit, der Transparenz. Im Grunde alles lösbar.

Allora, hieß es, also, wie gehts, hieß es, wenn er in seine Bar kam, oft nicht einmal grüßte. Sich irgendwo hinstellte, zur Theke oder zum Bonbonnierenständer oder sich über die Zeitung auf einem Tischchen beugte. Tutto bene, alles in Ordnung, sagte er immer.

Die Erinnerung war ein weiches fleischiges Viereck, ein rhombisches, in dem seine Zunge stak. Kauern, hocken, auf einen Fleck an der Wand stieren. Einen

Schluck nehmen. Er hörte durch die Zimmerwand Stimmen aus der Nachbarwohnung. Er glotzte auf einen Fleck an der Wand und wußte nicht einmal, ob dieser weiß war.

In großen Strichen die Augenblicke auf einen Haufen kämmen, in großen Strichen Schrecken und Lust durchkämmen und am Schluß einen Knoten machen. Feigling, sagte er.

Er sah am Ende der Mauer, die nicht das Ende der Mauer, sondern nur das Ende in seinem Blick war, einige rosarot blühende dünne Zweige. Er sah, wie sie in der Erinnerung über das Gemäuer hingen und den Himmel und die Steine der Mauer und den Sand auf der Straße in Rosa und Weißblau aufteilten.

Er hörte sie sagen: ein warmer Apriltag.

Diesen Satz hatte er im Ohr klingen, als er in der Zementfabrik, in der Halle der Zementmühle, stand und der rieselnde Zement es nicht mehr zuließ, daß er den Mund zu einer Antwort öffnete.

*Joseph Zoderer, geboren in Meran am 25.11.1935, Arbeitersohn. Nach dem Dialekt-Gedicht-Band „S'maul auf der erd“ und dem Gedichtwerk in Hochdeutsch „Die elfte Häutung“ liegt nun sein Roman „Das Glück beim Händewaschen“ vor. In der ersten ARUNDA-Nummer sind Ausschnitte daraus im Vorabdruck erschienen.*

der zaun

am zaun haengt eine geiß eine weiße & fegt mit den hoernern an den latten. der bauer sitzt beim wirt, die geiß hat keinen schatten & nur durst. da reißt sie fest weil auf dem platz der brunnen rauscht. der zaun gibt nach & mit den brettern rennt sie davon dem wasser zu. der zaun gehoert dem wirt der brunnen nicht.

120376 pens

als lazarus erwachte & dachte wo er waer & verwundert war wie wuermer sich so schnell verzogen & sein bettzeug stank was nie gewesen denn die schwestern sorgten gut fuer ihn auch wenn er kraenklisch war & grade dann. da sah er seinen freund & lachte & umhalste ihn. tief geschlafen muß'ter haben & war frisch wie nie doch war's als traumte ihm. zuhaus da ihm das wunder aufging kehrte er in sich um & um betrank sich schlich fort

& wurde niemehr vermißt.

120376 pens

das museum eine enttaeuschung d.h. nur der zweite stock zu betreten empirstuck ein nackter knabe mit phrygischer muetze auf einem großen bild erstkommunikantinnen eines deutschen davon eine mit tiefen dunklen augen als wisse sie worum es ginge den HERRN verspeist zu haben hinter der farbe leinwand.

ein brunnen in die muschel zu fueßen der gruppe tropft sinterndes wasser eine muetterliche marmoritalia begrießt die nackte junge erwachende stadt die noch das leintuch hinter sich herschleift eine efeuschlange um den kopf & an einer scham von der man sowieso weiß daß sie keine ist. wieder der phrygenknabe & nichteinmal hosen hat er an. barfuß ein kind ist die freiheit. welche auch?

sit nomen domini benedictum.

lachen muß ich in jeder bar verlocken mich plakate zum reisen wohin & bin schon fremd.

ein schnelles schlankes pferd war mein ein rappe der fuhr in eine kutsche hinein die von schimmelstuten gezogen war. als er ihnen freiheit gegeben & mehr springt er ueber die felder zurueck legt sich neben mich ins heu & ist ein junges weib sogleich.

ueber moewen ist schon zuviel geschrieben.

mich wunderts daß ich hier noch keine hunde habe voegeln sehen. in der nacht schlief es sich gut knarzte nicht das ganze haus. die ganze zeit hunger & tu mich doch so schwer beim essen von fischen.

wenn ich diesen korb mit kirschen und fischen nicht vor sonnenuntergang an die grenze bringe werde ich erschossen von den posten oder von unseren leuten beraubt & ertraenkt. schon im ersten dorf das ich querte war ich meine gueter los & kam zu mir naß im schweiß & war fortan geehrt.

gruppe. durchstich des suez. wieder die alte europamutter gibt einem eben erwachten pharao (was man darin bemerkt daß sein majestaetsanzeigender bart in drei korkzieherlocken niederfaellt) natuerlich die hand. wenn ich der aegypter waer auch so schneeweiß & liegend ich haett' ihr ins gesicht geschlagen nicht mit der hand mit der peitsche gewiß.

210376 trst

muggia den hund ins meer geworfen & ich noch immer im mantel blic  
k ueber die grenze hellrotes land baracken der zoellner kein fein  
d schwaerme von slawen schwirren ein zum kauf in viererreihen die  
busse am hafen & vor siora rosa haengt einem himmelblauen zagreber  
ein scheinwerfer heraus wie ein ausgerissnes aug am letzten strang  
haengend. wie gesagt ein hund im meer kriegt hunger waehrend mir  
in die hosenroehren bora pfeift salz in den augen sand auch die br  
illen sind blind & verschwemmen den gereizten blick.

in einem hof der hurenstraÙe tun zwei junge warme im dunkel ihr g  
eschaeft waehrend die damen im lampenlicht einen halbkreis gemacht  
haben wie im theater um allseits die szene einzusehen.

schloÙ. im grundriÙ ein genau erkennbares roemersaeulenfeld. auf e  
inen stumpf auf den ich gerade noch lange setz ich den hund mein w  
appentier. er tanzt & springt geschickt der koeter ein paar bruech  
e nuetzend vom piedestal. den wehrgang nuetzt er weidlich. den lie  
benden waer es jetzt ein kriegsplatz piffte nicht der wind & staec  
hen nicht scharfe lichter her. einem vampir blaechte sich trefflich  
der mantel.

trst 210376

damit dem einen fisch nicht einsam wird muÙ ein zweiter gegessen s  
ein.

die stadt ist voller hunde meistens kleine koeter wie der meine. d  
er platz der einheit ein bollwerk kakanischer bauten der brunnen  
ein greuel von handelsherrlichkeit auf marmorguetern sitzt vom fal  
l bedroht ein paar beschuetzt von einem gestuerzten friedhofsengel  
der den busen zeigt.

viel alte leute da & unvermeidlich die mediterranen tauben.

ein bootefriedhof linker hand bei der einfahrt in die stadt nicht  
aerger das verrueckte schloÙ des mexikanischen kaisers. ganz platt  
das meer & luft streicht her.

trst 190376

alzaTi che il gallo  
si mette a cantare  
ciò che  
abbiam fatto  
di notte  
  
e guai  
lo canterà  
per tutto il paese  
da un letamaio  
all' altro  
e finirà sul campanile  
che per la notizia  
rosso si farà

trst 260475

## die basilika

in der wichtigen hafenstadt die von den roemern in sicheren lagune  
n angelegt bauten sie auch die markthalle ein gebaeu mit drei sc  
hiffen. den boden bedeckten sie ueppig mit heidnischen bildern zur  
freude der katzen & krabbelnden kinder. im fruehen morgen ehe fisc  
he & waren anlangten & ausgelegt wurden scheuerten schweißbriechen  
de frauen die mosaike blank bis am abend wieder auf den szenen aus  
tausend bunten steinchen faule salatblaetter liegen & angenagter f  
ischkopf. zugig war's in den drei hallen das geschrei wurde von d  
er hohen decke zum gemurmelt gemacht & an die luft getragen wie da  
s summen des bienenstocks. bis dann der hafen versendet der markt  
muede wird bevor er einschlaeft. auf den fruechten ruhen sie aus g  
enerationen lang. die widerliche aufsaessige sekte der christen ue  
bernimmt den raum der zwar reichlich groß bemessen ist fuer den k  
leinen verein dafuer er sich ruehmen darf weit & breit die schoen  
ste unterkunft zu haben. das volk kehrt ins beuerliche zurueck. te  
mpel hafen sportplatz verfallen die goetter auch manchen werden  
nasen und glieder abgeschlagen die basilika bleibt. im gedraengel  
der voelker ziehen sich die lagunenerfahrenen einheimischen in den  
sueden zurueck wo unter byzanz' schutz venedig sich gebiert.

## basilika II

fast leergeworden ist die stadt kein reiz fuer raeuberisches krieg  
svolk. eifrig sind die christen spannen ein netzwerk bis salzburg  
& treffen dort auf fromme iren. nach einer zeit haben die voelker  
wenn nicht gerade untergegangen ihre plaetze eingenommen das beru  
ehrt die schlafende stadt nicht deren bester saft hergegeben an je  
ne dort unten. es wird geruht nur der patriarch ist ruehrig im mu  
tterstolz (mutterliebe hat er keine) was wunder daß die tochter s  
tolzer ist & mit der zeit die mutter samt ihren kirchenpolitischen  
duenkeln frißt. das gefladerte gebein des evangelisten gilt mehr a  
ls die rippen ober-unterschenkel schaedel von sieben maertyrern. d  
as korn wogt ein trunkener ochse zieht durch schlamm & getreide. d  
ie basilika bleibt.

der heidnische fußboden voller fische angelnder buben deren schwa  
enzchen aus mindestens zwanzig steinchen zusammengesetzt sind.  
mosaik.

aquileia 190476

## aergernisse

elendsteures eis koennen sie fressen

fuer einen saftigen film reut sie das geld

die gegend planlos abfahren auf der suche nach einem billigen beisel  
& uebers benzin laermen

feine schloesser besichtigen kritiklos & gefangen davon sein  
der aermste kaiser von mexiko

etc.

seine hinterfotzigkeit lag auf der hand & wenn sie auch so offensicht-  
lich war beizukommen war ihr nicht denn er schien nur so als w-  
aere jedes wort von ihm luege eine halbluege deren echte oder lueg-  
nerische haelfte nicht auszumachen war. so taendelte er sich durch  
s leben & seine hintertuecke war so ehrlich daß die geprellten kau-  
m boese waren. er machte ihnen den schaden den sie erlitten schmac-  
khaft denn jemanden so aufs kreuz zu legen daß er nimmer aufkam d-  
aran lag ihm nichts. sein lachen war frei wie das des kindes & se-  
in blick so als waere er gerade vom vater geschlagen & er erhoffte  
trost von der mutter & trost & geld wurde ihm gegeben.

erloesung

wer erloest die arme bleiche seele am eck? die erloesung kostet we-  
nig einen gruenen schein ihr im nebengaeßchen in der finster in d-  
ie kuenstlichen blonden loeckchen fahren ihr leeres eingefallnes g-  
esicht vergessen. stehend ein stadtgespraech lang ihren hosenlatz  
an den meinen klemmen. ein wenig zucken. dann sie entlassen ans ec-  
k wo sie zu stehen hat die langen pausen ueberraucht. nichteinmal  
einen kleinen klaeffter hat sie zum schutz & zum liegen kommt sie w-  
ohl nie.

triest 200476

+

die liebenswerte witwe

maria marcuzzi

kam soweit daß sie der liebe ihrer lieben entging. ihrer gedenken...

trieste 160476

ein stern tat sich mir schenken  
in wuester wilder nacht  
ein stern der tat mich lenken  
hat mich zu drei-koenigen gemacht

gott hat sein aug verloren  
in einem hochmoorsee  
dort liegt es frischgeboren  
zwischen flachs & schnee

230476

Rechts: Landschaft bei Meran  
Rückseite des Umschlages:  
Die Eltern des Künstlers

## ERNST WALDNER

Ernst Waldner ist am 15. März 1949 in Untermais bei Meran geboren. Er wuchs auf in den einfachen Verhältnissen einer Kleinbauernfamilie. Seine Eltern hatten Verständnis für die künstlerische Neigung von Ernst und ermöglichten ihm nach der kaufmännischen Vorbereitungsschule die Ausbildung an der Höheren graphischen Bundes-, Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, wo er 1965 hinkam und vier Jahre lang blieb. Im Schuljahr 1969/70 zog er nach München, um sich bei Prof. Rudolf Tröger an der Akademie künstlerisch auszubilden. 1971 verheiratete er sich mit der Bildhauerin und Malerin Eva Vaih aus Schongau. In Reisen nach Italien, Deutschland und Frankreich erweiterte er seine künstlerische Sicht. Vor einem Jahr stellte Ernst Waldner in der Dominikanergalerie in Bozen aus; auch an verschiedenen Kollektivausstellungen hat er teilgenommen.

Ernst Waldner liebt das einfache Leben, wie er es von zu Hause aus gewohnt ist. Landschaft, die freie Natur und die häusliche Atmosphäre sind der Ausgangspunkt seiner Malerei und Graphik. Sieht man seine Werke, so spürt man, wie stark bei Ernst Waldner die innere Bindung an die Tradition ist. Abseits von allen modischen Kunstströmungen, malt Waldner Landschaften in verhaltener Farbtönung, läßt den Raum wirken, verzichtet auf vordergründige Effekte und ist bei aller reichen Farbstufung in gedämpften Tönen erstaunlich klar, einfach und transparent. Aus der Fülle des Geschauten baut Waldner Bilder, die ihre Schwerpunkte — in den Landschaften sind es meist ein Baum oder mehrere Bäume — mit der Umgebung zur Einheit werden lassen. Als Portraitist ist Waldner ein Könnler, der ausgehend von einem strengen Naturalismus die Situation des Menschen, sein Geschick und sein Wesen transparent werden läßt. Der Mensch als unerklärliches Wesen wird gewissermaßen befragt, aber nicht mit der Neugier, die bloßstellen will, sondern mit dem intuitiven Verständnis, dem sich das offenbart, was dem Analytiker verborgen bleibt. Die Bildsprache Ernst Waldners ist unaufdringlich, feingliedrig, in Menschenbildnissen von erstaunlicher Konzentration und Herbheit. Wenn man eine geistige Verwandtschaft andeuten möchte, so stünde ihm sicherlich eine Paula Modersohn-Becker nahe.

Dazu kommt Ernst Waldners Fähigkeit zur Distanz, sein Gespür für das Geheimnis, das er hereinnimmt in seine Gestaltung und am stärksten fühlbar wird, wenn Ernst Waldner sich selbst in das Bild einbezieht. Seine hohe Achtung vor dem Verborgenen und Unergründlichen, läßt es nicht zu, das Geheimnis durch Entschleierung zu zerstören. Tiefen dunklen Abgrundes menschlichen Seins bewegen sein Inneres, das im Bild nie mehr aussagt als gut ist. Mit Wenigem aber Gültiges zu sagen und zu zeigen, das vermag dieser Künstler, weil er von sekundären Überlegungen frei ist. Ernst Waldners Werk hat einen echten und tragfähigen Grund.

*Gottfried Masoner*



